P.o.germ. 302 dep I (2

Ehrenberg

<36634812930018

<36634812930018

Bayer. Staatsbibliothek

Seelengemählde

von

Friedrich Ehrenberg.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey Carl Friedrich Amelang.
1812.

G. n. 21.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Von diesem zweyten Theile gilt im Ganzen, was schon von dem ersten ist gesagt worden. Der Verf. sieht sich veranlaßt, noch einmal zu bitten, daß man doch in keinem der Gemählde irgend ein Individuum finden wolle. Es ist überhaupt in

dem Buche mehr nach freyen Ideen als nach dem Leben gezeichnet, und unter den widrigen Zügen, die diesem entlehnt sind, findet sich keiner, wovon nicht die Inhaber zur Zeit zahlreich in allen Gassen herumliefen.

Die Karikatur-Bilder, 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, unter den kleinen Gemählden werden vielen Lesern nicht gefallen. Der Verf. kann auch nicht sagen, daß er besondre Freude daran habe, und er ist lange unschlüssig gewesen, ob er sie aufnehmen oder unterdrücken sollte. Er hat das Erste gewählt, weil sie von Dingen,

durch welche nicht selten auch verständige Leute sich erbittern lassen, eine Ansicht gegeben, die der Toleranz und einer sich gleichbleibenden guten Stimmung förderlich seyn kann. Er mußte die Personen ihre Sprache reden lassen, und hat nur für wenige unter ihnen wegen des Ausdruckes um Verzeihung zu bitten. Wer für dergleichen keinen Sinn hat wird wohl die wenigen Blätter, die damit angefüllt sind, übergehen.

Daß unter den weiblichen Charakteren sich mehr liebenswürdige finden, als unter den männlichen ist des Verf. Schuld nicht, auch nicht ganz die Schuld der Männer;

die Anmuth kann in mannichfaltigern Formen erscheinen als die Würde; überdies gehören interessante männliche Charaktere mehr der Geschichte als der Darstellung.

Inhalt des zweyten Theils.

II.

Agathons Abendgedanken. Seite 1.

III.

Theobalds Nachtgedanken. Seite 29.

IV.

Kleine Gemählde

1.	Johannes	Seite	59.
2.	Jean.	—	69.
3.	Hans.	—	78.
4.	Veit.	—	87.
5.	Melchior.	—	94.
6.	Jaques.	—	103.
7.	Balthasar.	—	111.
8.	Kilian.	—	117.
9.	Gottlieb.	—	123.
10.	Albin	—	122.
11.	Louis.	—	140.
12.	Sebastian.	—	148.
13.	Nathanael.	—	155.
14.	Blandine.	—	175.
15.	Mathilde.	—	184.
16.	Klara.	—	195.

17. Die Stillen.
Laura. . . . . . . — 209.
Ida. . . . . . . — 216.
Aurelie. . . . . . . — 322.
Charlotte. . . . . . — 227.
Euphrosyne. . . . . . — 234.
18. Angelika. . . . . . . — 240.
19. Aurelie . . . . . . — 253.
20. Karoline . . . . . . — 260.
21. Auguste. (Am Weihnachtsfeste.) . . — 278.
22. Die kleine Louise. . . . . — 294.

V.

Anselm an Eugenius. Seite 303.

II.

Agathons Abendgedanken.

Willkommen mir, du sanfter Abend! Wie hat mich nach dir verlangt — den ganzen arbeitsvollen, schwülen Tag über! Willkommen mir in deiner Stille, in deinem Frieden! Du bist mild, wie der gute Geist über uns, der seine Milde in dich gelegt hat. In deine Milde sinkt, allmälig verstummend, das lästige Geräusch hinab, womit der Tag uns verfolgt. Mild umfängst du den Müden, mild und weich schmiegst du dich um die wundgestoßene Brust, heilend ihre Schmerzen, beschwichtigend ihre Kämpfe. In deiner Stille wird auch das Herz still, zu horchen jedem leisen Laute des Friedens, den in der Kühle die sanft bewegten Lüfte zu ihm herüberwehen.

Wenn es Abend geworden ist, fühlt sich der Mensch Gott näher und dem Himmel; und ob er sich gleich hinauf sehnt, so ist ihm doch vertraulich wohl an dem mütterlichen Boden, der ihn trägt und nährt; denn Erde und Himmel sind jetzt zusammengerückt draußen und in seiner Seele, der Himmel hat seine Ruhe über die Erde ausgebreitet, und versöhnend aufgenommen in die matten Schimmer seines Lichtes was den hellen Glanz nicht erträgt; bekannter, einverstandener, häuslicher kommt es dem Menschen auf der Erde vor. Der Morgen bringt das Licht, der Abend die Wärme in unsere Seele. Am Abend fühlen wir uns weicher, darum auch besser, und fallen gerührt an das Herz allem, was wir lieben.

Morgen= und Abendstern ist der Stern der Liebe, aber als Morgenstern weckt er die reinere und frohere, als Abendstern die innigere und

wehmüthigere, die in süßen Bildern und Träumen sich wiegt.

Was hat es nicht gekostet, heute dieses einsame Abendstündchen zu erbeuten! Lange hielt das trockne, verwickelte, immer schwieriger werdende Geschäft mich fest, ich mußte fast fürchten es werde mich nicht freygeben. Dann drohte die große Gesellschaft, der Spieltisch schien es ernstlicher als gewöhnlich auf mich abgesehn zu haben. Doch ist es mir gelungen mich loszureißen.

Wie nützlich auch ein Tag angewendet worden sey, und wie viel Freundliches er gewährt habe, ich achte ihn verloren, das Herz wenigstens achtet ihn verloren, wenn ich mein einsames Abendstündchen einbüße. Den Tag über leben wir aus uns heraus, den Abend leben wir in uns herein; das Beste, was wir den Tag über gethan und empfunden haben, lebt mit uns herein, unser Eignes zu werden, und sich, beseelt von dem schöpferischen Hauche des in der Brust

waltenden Gedankens, zum höhern und reichern Leben zu bilden.

Ich kann mich finden in die lästige Arbeit, in die langweilige Gesellschaft, ich fühle mich nicht mehr innerlich aufgestört, angehalten, hin und her geworfen, in Kämpfe des Affects und des Strebens gezogen, endlich abgemattet, wund, den Kopf wüst, das Herz leer, verwirrt und stumpf in meinem ganzen Wesen, wie ich in frühern Jahren, wenn ich von der Arbeit oder aus der Gesellschaft kam, mich fühlte: doch freue ich mich auf das einsame Abendstündchen, doch bedarf ich seiner zur Erfrischung, zur Erhaltung des Selbstbesitzes und des innern Gleichgewichtes. Immer noch genug, was zerstreuend, verödend, zersplitternd auf das einwirkt, was ich mein Selbst nenne, immer noch etwas, das ich nicht aufhören kann zu suchen, und nirgends antreffe, als in den stillen Schatten des Abends, wo ich wieder bey mir — ganz bey mir bin, und bey allem, was nur in

der Stille laut wird, und, indeß die Dämmerung das Reich der Gestalten um mich her bedeckt, mein Bestes in den Tagesschein des vollen Bewußtseyns tritt. Ich werde nicht mit mir fertig ohne mein Abendstündchen. Die angenehmste Umgebung, der trauteste Kreis, der beste Freund kann es mir nicht ersetzen.

Am liebsten ist es mir freylich, wie jetzt, in der freyen Natur bey Sonnenuntergang, doch lieb auch während der Dämmerung im Zimmer, und nicht unwillkommen vor dem Schlafengehen, wenn alles schon eingeschlummert ist.

Fröhlich eile ich in den fröhlichen Kreis mit dem Kopfe voll Abendbilder, mit dem Herzen voll Abendstille und Abendseligkeit, gestärkt zu menschlicher Lebenslust! und heiter scheide ich aus dem fröhlichen, um in später Abgeschiedenheit die Geister glücklicher Stunden in feyerndem Ernste um mich zu versammeln, und noch

einmal zu vernehmen die Worte ihres Grußes und ihrer Liebe.

Auch mein Leben neigt sich seinem Abend zu — weit ist es schon hinweg über die Mittagshöhe. So vieles ist stumm geworden, was sonst eine beredte Sprache für mich hatte, so vieles in matten, zweifelhaften Schein gewichen, was in hellem Glanze strahlte, so vieles abgefallen vom Herzen, was dasselbe einst fest und kräftig umfing, so manches Auge schon geschlossen, das mich liebevoll anblickte, so mancher Reitz schon erloschen, der in reicher Farbenpracht mir entgegen blühte. Immer stiller wird es in mir, immer einsamer um mich her. Jene wunderbare Mischung von Himmelssehnsucht und Erdebefreundung, wie sie am Abend über uns kommt, und wie die Grabesnähe sie weckt, jener getheilte Wunsch zu scheiden und zu verweilen, jenes vertrauliche Leben mit den Dingen der Welt, unter denen man sich, je länger je mehr, mit seinen

Empfindungen, Neigungen und Bedürfnissen, einwohnt, während ein andrer Zug des Herzens in die Höhe geht, bewegt oft mächtig mein Gemüth, zum Zeichen, daß es Abend mit mir wird.

Nicht weniger willkommen als der Abend des Tages soll mir der Abend meines Lebens seyn. Das Leben ist heiß und macht müde, sein Abend bringt Kühlung und Ruhe. Meines Morgens habe ich mich gefreut, des Tages Last und Hitze habe ich getragen, ich hoffe auf einen seligen Abend und eine sanfte Nacht.

Unter mannichfachem Wechseln ist meine Zeit verflossen, unter Wechseln des Verlierens und Gewinnens, des Schmerzes und der Lust, der Traurigkeit und der Freude, der Furcht und der Hoffnung, des Kleinmuthes und der Kühnheit. Wie hat das alles das Herz angestrengt, im Herzen gewühlt, gearbeitet, niedergedrückt, aufwärtsgezogen, vorangedrängt! wie ist das Herz darin verzagt und trotzig-stolz, elend und glück-

lich gewesen! und wie ruhig schweben jetzt die Bilder davon am Herzen vorüber, wie leise wird es jetzt von dem berührt, wovon es damals in Aufruhr gerieth!

Höchst unbedeutend erscheint mir jetzt das Meiste, was mich in der Gegenwart betrübt, entzückt, geängstigt, über mich selbst erhoben hat. Vorurtheile, veränderliche Stimmungen, krankhafte Körper- und Seelenreitze, Täuschungen der Phantasie, verblendende Leidenschaften hatten ihm das verliehen, womit es so gewaltig auf das Gemüth wirkte, und was der besonnenen Ueberlegung, die bloß die wahren Interessen der Dinge betrachtet, in ein nichts verschwindet. In den irdisch-menschlichen Dingen ist nur wenig groß, und auch dieses Wenige gestattet eine Ansicht, vor der es zum Kleinen hinabsinkt.

Selbst das, was wohl werth war, tiefere Eindrücke hervorzubringen wird in der Erinnerung zum wesenlosen Schatten, außer wo es

Wirkungen zurückgelassen hat, die sich fortdauernd fühlbar machen. Könnten wir uns nur immer recht lebhaft in die Zeit versetzen, wo das jetzt Gegenwärtige ein Vergangenes ist: wir würden über tausend Unannehmlichkeiten, die uns gewöhnlich große Beschwerden verursachen, leicht wegkommen.

Mit einer eignen Wehmuth erfüllt es mich oft, daß etwas vergangen — ein bloßer Gedanke, ein wesenloser Schatten geworden seyn kann, was einst wirklich da war, was mich angefaßt, sich mir mitgetheilt, in mir gelebt hat — ein Traum der Schmerz, dem meine Thränen flossen, ein bleiches Gespenst die Freude, die mein Herz bewegte, eine Luftgestalt, was ich leibhaftig besessen, was ich in meinen Armen gehalten, was ich mit meiner wärmsten Liebe geliebt habe. Es ist gewesen und ist nicht, es ist mir nahe und ist mir fern, der Geist hat es, aus dem Leben ist verschwunden. Noch einmal möchte ich es in der

Wirklichkeit vor mir sehen, und mich seines Daseyns versichern, daß ich recht inne würde: was das heißt vorhanden und vorüber.

Dann finde ich es auch wieder so tröstlich, daß alles vorübergeht, um in dem mildern Lichte der Erinnerung milder zu erscheinen, daß etwas in der äußern Welt aufhört, um als Gedanke in der Gedankenwelt schöner zu leben.

Finstres Gewölk hat oft den Tag meines Lebens verhüllt, heftige Stürme sind durch ihn hingezogen. Ich habe verloren, gelitten und geweint, das Herz hat gezagt, gekämpft und geblutet. Auch das ist vorübergegangen, und die Wunden sind geheilt worden. Von manchem wähnte ich, es sey nicht zu überstehen; und es ist überstanden; noch weit Größeres hätte ich überstehen können. Bey manchem glaubte ich deutlich einzusehen, es könne nie gut werden; und es ist gut geworden, es hätte noch weit schlimmer seyn, und doch gut werden können.

Wenn die Stürme ausgetobt hatten, erglänzte es freudiger um mich her, ging es heller auf in meinem Geiste. Selten hat mich ein Mißgeschick getroffen worin ich nicht hinterher eine wohlthätige Fügung erkannte. Aus meinen Schmerzen sind mir schönere Freuden erwachsen. Vereitelte Wünsche haben mich belehrt. Im Ungemach habe ich dulden, warten und hoffen gelernt. Das trotzige Herz hat sich nach und nach gewöhnt, stille zu seyn. Ergebung hat mich mit dem Widerwärtigsten versöhnt, und mich in den Stand gesetzt, in jeder traurigen Lage etwas Erfreuliches wahrzunehmen. Nie hat mich ein Kummer ganz niedergebeugt, und es ist mir gelungen, unter schweren Prüfungen Heiterkeit der Seele zu bewahren.

Was mir noch beschieden seyn mag, weiß ich nicht, aber das weiß ich: es wird vorübergehen, wie das Frühere vorübergegangen ist, was mir

bis jetzt geholfen hat wird ferner und immer helfen — und es wird alles gut werden.

Weit weniger kommt es auf das an, was uns begegnet, als auf die Art, wie wir es behandeln. Große Kräfte der Selbstfassung und der Ertragung liegen in der menschlichen Seele; aber sie bedürfen der Anregung durch Mißgeschick, und nur in der Gedankensammlung können sie sich äußern. Der Trost liegt dem Menschen immer nahe, in uns selbst fließen reiche Quellen des Trostes; aber dem Herzen fehlt die Empfänglichkeit für seine Wirkungen, die hauptsächlich in der Mäßigung besteht.

Ja, es giebt eine Ruhe, die, das Angesicht unverrückt gen Himmel gewendet, vom stechenden Schmerze nur leicht bewegt — in der das Herz sanft, weit und groß wird, und vergißt was es gelitten hat, wie in der Abendruhe. Warum muß sie auch darin der Abendruhe glei-

chen, daß sie meist erst dann erscheint, wann unser Tag in die Schatten versinkt.

Heftige Leidenschaften brausten in der Brust des Jünglings. Das Herz war anders, aber die Leidenschaft strömte, verheerend, was darin Besseres aufgegangen war, und niederdrückend, was sich heben wollte, über das Herz hin. Sie fand Nahrung in einem reitzbaren Körper, in einer lebhaften Phantasie, in einem warmen Gefühle für das Freye und Große und in einem feurigen Thätigkeitstriebe. Es riß mich hin im wilden Tumulte, ich war meiner nicht mächtig, ich stürmte hinaus ins Weite, ohne Zweck und Richtung, immer mit mir selbst im Widerspruche. Mein Herz kannte ich nicht; ich wußte nicht, was mich oft mitten in meinem Ungestüm festhielt, daß das flammende Wort auf der Zunge erstarb, der aufgehobene Arm wie gelähmt plötzlich inne hielt, und allmälich herunter sank; ich wußte nicht, wovon es so weich und voll wurde

in der Brust, daß ich hätte weinen mögen, wenn ich es damals gekonnt hätte, was mich stunden- oft tagelang, zerrissen im Innern und verloren in finstres Brüten über einem unbestimmten Etwas, das meine Sinne verwirrte, und nicht klar werden wollte, umher trieb.

Du, mein Eduard, du Unvergeßlicher kanntest dieses Herz, du zeigtest es mir, du gabst es mir; dir verdanke ich, daß ich stille geworden, daß ich zum Frieden mit mir selbst gekommen bin, und menschliche Freuden menschlich-rein empfunden habe.

Schweigend hatten wir lange am Ufer des See's gestanden — es war an einem schönen, milden Sommerabend, nach einem von mir im wildesten Sturme verlebten Tage; kein Lüftchen kräuselte die glatte Fläche, auf der sich wolkenlos der Himmel spiegelte, und von der das stille Bild des Mondes uns entgegenschimmerte, während in der Ferne noch ein rother Schein sie

leise

leise färbte. Der Aufruhr hatte eben einer fürchterlichen Kälte Platz gemacht, in welcher ich gedankenlos über die ruhige Erscheinung meinen Blick hinirren ließ. Da sahest du mich weich und liebevoll an, ergriffst schweigend meine Hand, und schautest mit nassen Augen gen Himmel; und mich übermannte es, das Herz wurde voll, und ergoß sich zum ersten Male in süßen Thränen, und ich sank stumm an deine Brust. Mit zitternder Stimme fragtest du: wirst du immer dich selbst verkennen und dich selbst fliehen? oder wirst du noch sanft werden? Ich gelobte dir fest und freudig: ja, ich werde sanft.

Nun erkannte ich mein Herz, nun wußte ich was es war, das mich mitten im Ungestüm festhielt, und unablässig habe ich von dem an gearbeitet mein Herz zu besänftigen. Jahre und Schicksale sind mir zu Hülfe gekommen; schwer habe ich leidenschaftliche Unbesonnenheiten gebüßt, und die Welt hat den oft sich hervordrän-

genden Ungestüm mit Nachdruck in seine Gränzen gewiesen. Noch ist viel zu thun, bis ich mich einer völligen Selbstbeherrschung rühmen kann; aber mein Herz ist mild, sehr mild geworden, es zergeht, wo es sonst brannte, es duldet, wo es sonst aufbrauste; und meine fernern Bemühungen werden nicht umsonst seyn.

Auch an Erfahrungen hat es meinem Leben nicht gefehlt. Ich habe in der Nähe gesehen, was die meisten nur in der Ferne erblicken — ohne Hülle, in der wahren Gestalt, was sich den meisten nur in trügender Verkleidung zeigt. In seiner Armuth, in seinem Nichts hat sich mir dargestellt, was die Flammen der Leidenschaft in uns anfacht. Aber ich begreife die vielfachen Irrthümer und Täuschungen des Lebens, weil ich unser schwaches, gebrechliches, unzuverlässiges immer wankendes Menschenwesen begreife.

Wohl ist des Wahnes und der Thorheit genug in allem menschlichen Treiben. Allein wer kann

die Thorheit strenge richten, ohne sich selbst mit zu verdammen? Wir verurtheilen sie an andern, weil diese gerade nicht die unsrige ist, und übersehen, was an uns Schlimmeres zu tadeln wäre, oft auch eben weil sie gerade die unsrige ist, und wir uns das verbergen möchten.

Keiner, der sich, bey redlicher Selbstprüfung, nicht mannichfaltiger Thorheit schuldig geben müßte, der nicht oft in seiner vermeynten Weisheit die verkappte Thorheit wieder fände. Wahrlich, der hat nie sein eigen Werk erforschet, der sich über menschliche Thorheit ereifern kann, der ihr nicht ein Herz voll Vergebung und Nachsicht entgegen bringt, der auch nur vornehm-mitleidig auf sie herabsieht, oder andern ihr Spielzeug mit Gewalt entreißen will, weil spielen kindisch ist. O, wir bleiben Kinder so lange wir leben; daß wir es doch in manchen Stücken noch mehr wären! Der Intolerante ist der größte Thor, weil er der verstockteste ist.

Glücklich, wer nichts als Thorheiten zu bereuen hat! Es gibt Thorheiten, die selbst der beste Mensch kaum bereut, weil sie gar zu menschlich sind. Wie vieles in unsern süßesten Freuden möchte wohl Thorheit zu nennen seyn! Sollen wir es darum wegwerfen, so lange wir uns wirklich darüber freuen, und nichts Beßres dafür erlangen können? Bleibt es, wenn wir uns schuldlos und innig gefreut haben, nicht einerley, wodurch uns die Freude geworden? Oder hat etwa allein die feinere, die elegante, die aufgeschmückte Thorheit ein Recht auf Duldung? Darf die Thorheit nur Lebensart lernen, um sich den Nahmen der Weisheit zuzueignen? Müssen die der Freude entbehren, die nicht mit euerm Geschmacke zu wählen verstehen, und für Eure sublimen Freuden keinen Sinn haben, ob sie gleich im Wesentlichen mit Euch dasselbe begehren? Gönnet doch dem sein Läppisches und Abgeschmacktes, dem dieses nicht anders vorkommt, als

Euch Euer Ausgesuchtes, Geglättetes, in die Höhe Gebildetes.

Allerdings sollen wir aus der Thorheit zur Weisheit hinaufstreben; aber diese Forderung werde zuerst an uns selbst gerichtet, und nicht früher werde über die fremde Thorheit der Stab gebrochen, bis wir uns selbst von jeder frey wissen. Doch mag es uns zuweilen innig das Herz bewegen, daß das Eitle dem Menschen so tief in das Herz gewachsen, und es des Menschen Loos ist, die Thorheit beständig in seinem Geleite zu haben. Nur die aufgeblasene und die verderbliche Thorheit strafe des Weisern Ernst und sein Spott.

Bosheit habe ich wenigstens nicht häufig angetroffen, und meist, wo ich sie antraf, auch in ihr das schwache, gebrechliche, unzuverlässige Menschenwesen, freylich in tieferer Entartung, wieder erkannt. Immer deutlicher ist es mir geworden, wie schwer es hält, des Menschen

Schuld und sein Unglück von einander abzusondern. Ach, daß doch das Herz für alles Vergebung hätte! daß doch immer was in den Reden und Handlungen der Menschen mir beleidigend oder kränkend dünkt, sanft von mir erwiedert würde! Wie viel zufriedener lebe ich, seit ich milder geworden bin!

Geringer sind meine Erwartungen von menschlichen Dingen, nun ich mich besser auf sie verstehe, geringer aber auch meine Besorgnisse um sie. Etwas Besondres wird's damit schwerlich je werden, aber auch schwerlich etwas ganz Jämmerliches. Die Zeit der Träume ist vorüber. Wohl mir, daß ich gelernt habe auf höhere Dinge meine Gedanken richten, und unwandelbar bey ihnen meine Gedanken erhalten kann.

Ruhe des Gemüthes, Sicherheit des Blickes, geschicktere Wahl der Mittel, mehr Klugheit im Ausweichen und Abwenden, mehr Geistesklarheit in der Lebensführung: das sind die Vortheile,

die ich den, durch Erfahrungen jeder Art, berichtigten und erweiterten Einsichten zu verdanken habe. Ein nicht unbedeutender Gewinn in einer Welt, wo auf so wenig Großes zu rechnen ist! Damit bestrebe ich mich zu nützen, so viel ich kann, zu verbessern, was ich vermag, das Gute herbeyzuführen, wozu sich mir Gelegenheit darbiethet; und so denke ich auch mein Tagewerk zu beschließen, zufrieden wenn einst mein Tag nicht fruchtlos vorübergegangen ist. Viel leistet kein Mensch; möge es mir nur gelingen, das Meinige möglichst gut zu leisten.

Zahlreiche Freuden hat das Leben mir gewährt; es waren nicht immer ausgezeichnete, kostbare, glänzende, aber es waren Freuden, die ein menschliches Herz zu erweitern und ihm wohlzuthun vermochten.

Als die schönsten unter ihnen preise ich die einfachen, die meine männlichen Jahre beglückt haben, nachdem die Stürme in der Brust sich

gelegt hatten, sowohl die in einsamen Beschäftigungen, als die im Kreise geliebter Menschen genossenen. Schön sind auch die strahlenden Freuden des Jünglings in seinen bessern Stunden gewesen, und noch oft blitzen sie aus der mattern Erinnerung plötzlich hervor, ihr Licht über die spätern Tage verbreitend. Selige Freuden blühten in den Paradisen der Kindheit, zu denen noch immer der Blick mit Wohlgefallen zurückkehrt, aus denen nicht selten das alternde Herz, bis zur Berauschung, jugendlichen Frohsinn trinkt.

An keiner reinen Freude, die meine Wege schmückte, bin ich kalt vorübergegangen; keine, die mir in ihrer Unschuld freundlich zulächelte, habe ich in finstrer Verstimmung von mir gewiesen; nur selten ist mir Eine durch trübe Gedanken und in die Zukunft ängstlich hinein spähende Sorgen verbittert worden. Aufgesucht habe ich die Freude, wenn sie mir nicht entgegen kam,

und nie hat sie sich lange vor mir verborgen gehalten; mit leuchtendem Angesicht ist sie dem Suchenden erschienen, ihm die Hand zu reichen, und sich sanft an sein Herz zu schmiegen.

Dahin ist, was mich als Kind, als Jüngling und als Mann beseliget hat; doch es ist davon etwas geblieben, was ich mit in den dunkelnden Abend nehmen werde, was mir nie vergehen wird, das Andenken, die Seligkeit, die es im Herzen geschaffen, der Dank gegen die himmlische Liebe, die mich damit gesegnet hat, das Vertrauen auf eine allmächtige, ewige Huld, das mich mit der frohen Erwartung mancher schönen Abendfreude den Stunden, die mir noch beschieden seyn mögen, entgegen sehen läßt.

Nicht ohne tiefe Rührung kann ich überdenken, wie gnädig ich geleitet worden bin, durch dunkles, wildes Geklüft und über heitre, blumenvolle Auen, und jede darüber sinnende Betrach-

tung löst in die angenehmsten Empfindungen der Zufriedenheit sich auf.

Und wie steigt diese Zufriedenheit, indem ich die reichen Schätze überschaue, die ich jetzt noch besitze, das nicht zu berechnende Gute, das ich täglich empfange!

Nein, ich traure nicht über das, was vergangen ist; es ist da gewesen, ich habe es genossen, andres ist mir dafür geworden. Es macht mich nicht wehmüthig, daß mein Leben sich seinem Abend immer mehr zuneigt, und es endlich Nacht wird. Wie könnte es denn immer Tag seyn! Des Lebens Abend hat, wie der in der Natur, sanfte Schönheiten, milde, erquickende Reitze, und in der Nacht schimmern die ewigen Sterne. Gern verweile ich noch länger auf Erden, unter ihren duftenden Blumen, unter ihren hinhaltenden Geschäften, unter ihren lieben Menschen, wo mir so wohl ist. Aber ich bin auch bereit, sie zu verlassen, so bald das gütige Wesen

das mein Leben geordnet, und meine Zeit bestimmt hat, mich hinwegruft.

Werdet nur dichter ihr Abendschatten, hüllet immer tiefer in euer Dunkel mich ein, scheidet immer mehr mich ab von der in verworrenen Bildern mich umgebenden Welt, wieget mich immer sanfter in eurer leise bewegten Stille, und bringet endlich über mich den verjüngenden Nachtschlummer!

Daß mir doch gewährt würde, an einem stillen Sommerabend, mit dem verlöschenden Lichte des Tages, in den letzten Schlummer allmälich zu sinken!

III.

Theobalds Nachtgedanken.

Still und dunkel ruht die Nacht auf der Welt, ihre schwarzen Fittige weit über sie und ihre schlafenden Blumen und Menschen ausgebreitet — verdeckt und verschlossen unter ihr, was den Tag über frey im Lichte stand, Auge und Herz seinen Strahlen geöffnet. Dichtes Gewölk hat den Himmel umhüllt, und nur zuweilen schimmern helle Sternenblicke zwischen den flüchtig aus einander getriebenen und dann wieder stärker zusammengehäuften Wassermassen hervor — dem bangen Herzen Verkündiger dessen, der droben schweigend wacht, in den finstersten Nächten liebend herabsieht auf die schlummernden Kinder, und das Unermeßliche schirmend sich nahe hält.

Frohes Erstaunen überwältigt meinen Geist, wenn ich in der heitern Nacht zu ihren leuchtenden Welten emporblicke; ich strebe es zu fassen — und fasse es nicht, und doch freue ich mich, mit meinen Gedanken mich verlierend in den unbegränzten Lufträumen, freudig erheben sich in mir alle Kräfte des Glaubens, der Liebe und der Hofnung, und sanft verklärt sich in dem milderen Lichte mein ewiges Daseyn. Die düstre Nacht liegt schwer auf meinem irdischen Wesen, und schließt die demselben angehörenden Gedanken enge ein, daß desto mächtiger in der Tiefe die Empfindung sich rege, und mit dieser geistiges Wesen sich hinaufdränge, in bebender Ahnung zu umfangen, was, von keinem Verstande je begriffen, in dem Dunkel der Nacht am vernehmlichsten zu dem Herzen spricht, und seine ganze siegende Gewalt an demselben ausübt.

Groß ist die stille, dunkle Nacht — groß, was in ihr still und dunkel sich aufrichtet; groß und weit wird es da auch in des Menschen Brust. Die Stille und die Dunkelheit haben verschlungen, was den Tag über ihn mit tausend kleinen Dingen erfüllt, und für dieselben in Bewegung setzt. In der stillen, dunkeln Nacht besitzt der Mensch sich selbst, und das in ihn gelegte Große gewinnt Raum und Freyheit sich zu äußern, nicht mehr gehindert und niedergedrückt von der Noth, der Freude, den Arbeiten und Kämpfen des Tages und seinen unzählbaren, ihn in das Gemeine der Welt verwickelnden Interessen. Sein Sinn öffnet sich dem Großen, er fängt an es zu verstehen, wie das Große von ihm verstanden werden kann, aus Kräften und Trieben seines eignen Wesens entwickelt es sich — und er erkennt in demselben das wieder, was auf sein Leben ein unverlierbares Recht hat.

Etwas Stilles und Dunkles ist in allem wahrhaft Großen — und darum alles wahrhaft Große der Nacht verwandt. Dieses Stille und Dunkle gibt dem Herzen die Erweiterung, wovon das Gefühl der Größe sein Angenehmes empfängt, da es außerdem ein lästiges seyn würde. Das laut und strahlend Große weist uns gebietherisch von sich zurück, oder scheucht betäubend und blendend uns fort; das still und dunkel Große zieht uns sanft an sich, sanft mit sich fort, und gewährt uns einen ruhig-sichern Aufenthalt in seiner Umschattung.

In der Nacht müssen wir das Große betrachten, um seiner Größe ganz inne zu werden, und sein Aengstigendes in Erhebendes verwandelt zu sehen. Am Tage tritt darin leicht zu viel Fremdartiges hervor, was das Gefühl der Größe nicht aufkommen läßt; und Dinge, die uns sonst beengen, drücken, mit Unruhe und Bangigkeit erfüllen würden, erheben sich groß und herzer-

weiternd vor unserm Geiste, wenn wir in nächtlicher Betrachtung bey ihnen verweilen. Sogar das Kleine kann in ihrer Stille und in ihrem Dunkel, dem Großen im Herzen zugesellt, einen großen Charakter annehmen.

Einfachheit und Tiefe bemerken wir an jedem großen Gedanken — jene sein Stilles, diese sein Dunkles. Die Menge bemerkt sie nicht, darum ist für sie der große Gedanke nicht groß. Unfähig, etwas anders, als was auf der Oberfläche liegt, wahrzunehmen, findet sie in ihm ihren eignen gemeinen Sinn — und deßwegen alles ganz klar und gewöhnlich. Den gemeinen Sinn versteht nun auch der Gebildete leicht; denn das Aeußere in der Erscheinung des Großen ist nie unverständlich, höchstens befremdend — und sein Platz in der Welt und in der Ordnung der Begriffe bald ihm angewiesen; in so fern erkennt auch er im Großen ein Alltägliches, wie sehr es sich in seinem Ursprunge und in seinen Wirkun-

gen sich von andern Dingen unterscheide. Aber wo der gemeine Sinn aufhört, da ahnet er einen tiefern; und dieser ist das Unbegriffene, das nie ganz Aufzuhellende, das mit Erschrecken seine Seele erfaßt, indem es ein Unendliches des Inhaltes und der Kraft zu verhüllen scheint, und in keine Ordnung der Begriffe sich fügen will.

Schweigend zieht die große That durch die Welt, und es verstummt rings um sie her. Nicht bloß, daß sie das Geräusch möglichst fern von sich hält; verloren in ihr Wollen und Streben, weiß sie selbst kaum um die ihr eingeborne Größe, und nicht mit lautem Lobe, sondern mit ehrerbiethigem Schweigen wird sie von denen gefeyert, die das Große zu würdigen wissen. Die Kräfte der Welt, die sie in Bewegung setzt, die Gegenstände, die sie berührt, und die Veränderungen, die sie hervorbringt, können berechnet werden. Ihre innere Größe verhüllt sich in den Schleier des Geheimnisses; die Stärke des Mu-

thes und der Liebe, wodurch allein eine That groß wird, bleibt ein Unerforschbares, verräth ein Vermögen der menschlichen Seele, das sich nicht ermessen läßt. Das ist es, was wir an ihr bewundern, und was der knechtische Pöbel, der das Große nur nach Summen schätzt, und vor Wortgetöse erschrickt, immer verhöhnen wird.

Es gibt auch große Momente im menschlichen Leben. Sie kommen still und gehen still vorüber; aber tief in der Brust verwahren sie den vorbedeutenden Gedanken, den kein Wort ausspricht, den kein menschlicher Begriff zu umschließen vermag; wie Geister stumm durch die Nacht wandeln, mit Winken bezeichnend, was ihnen nicht vergönnt wurde zu offenbaren.

Still und dunkel ist es um den Ewigen. Von ihm gesendet brausen verheerend und Segen bringend die Stürme daher. Suchet ihn nicht im brausenden Sturme; droben über den Stürmen, wo es still ist, waltet er.

Aus der Stille tritt hervor, und in die Stille kehrt zurück, was in der Welt des Sinnes, geräuschvoll, erschütternd, umstürzend, und unter lebhaften Bewegungen Neues schaffend, sich ankündigt.

Liebe heißt die stille Gewalt, die alle Kräfte beherrscht, und dem Entstehen wie dem Vergehen gebiethet, stille Weisheit lenket den Lauf der Ereignisse, und der hat den Ewigen gefunden, der auch in dem lautesten Tumulte der Ereignisse die Spuren der stillen Liebe und der stillen Weisheit entdeckt.

Ihm jauchzet die trunkene Freude; aber wo das selige Herz in seinem Entzücken verstummt und sprachlos anbetet, da ist es Gott am nächsten, da hat Gott sich ihm kund gethan; und wie still wird es im Herzen — wie still das Leid, die Lust und die Begierde, wenn das Herz sich zu Gott wendet!

In jeder Stille empfindet die Seele erhabene Gottesgemeinschaft. Das empörte Gemüth träfe bey ihm die Ruhe nicht an, wäre es nicht still um ihn, und würde das Gemüth nicht in dieser Stille seiner unaussprechlichen Größe inne. Die stille Schönheit, wie alles, was leise und sanft sich entwickelt, stellt uns am reinsten das Göttliche dar, wie darin das Eine, Lautre und Unwandelbare am würdigsten sich abbildet.

Zwar wohnt der Ewige in einem Lichte, zu welchem niemand kommen kann; aber dieses Licht ist für den Sterblichen, eben weil er nicht zu ihm kommen kann, Dunkelheit. Nur das Auge höherer Geister erträgt die Strahlen seines Lichtes, Wolken, durch die bloß matte Schimmer fallen, haben sich zwischen uns und dieses Licht gelagert.

Ach, ohne Gott wären wir in der Welt, wenn das Herz nicht mehr von ihm fühlte, als der Verstand begreift. Alles, was wir unser Wissen

von ihm nennen — wie reich für das Herz, wie dürftig für den Verstand! Je mehr wir uns in die Betrachtung seines Wesens verlieren, desto wunderbarer wird er uns; je mehr wir unser Inwendiges seinen Einflüssen hingeben, desto inniger besitzen wir ihn. Der ist — und war — und seyn wird — nicht hier und nicht da — nirgends und allenthalben — unwandelbar, heilig, allgenugsam, die Quelle alles Vorhandenen, mit allem Vorhandenen auf das genaueste vereint, und doch von keinem Sinne vernommen — wer ergründet das!

Des Menschen stillster und seligster Gedanke ist auch sein tiefster und dunkelster. Schwache Bilder und matte Wiederscheine des göttlichen Wesens zeigt uns der strahlende Tag; ihm selbst, dem Unerforschlichen, macht die Nacht uns vertrauter, indem sie das weckt, wodurch das Herz seiner inne wird.

Darum zieht es uns in der Nacht so mächtig zu ihm hin. In der Nachtstille und dem Nachtdunkel — wie sehnt sich das Herz, das der Tag nicht befriedigen konnte, nach dir, du stiller und dunkler Unendlicher! wie bist du da, in deiner Stille und Dunkelheit, dem Herzen so nahe, so bekannt und befreundet! wie mischen sich da in die Schauer der Ehrfurcht die freudigen Schauer der Liebe! wie fühle ich da, daß bey dir alle Gewalt, alle Hülfe, alle Seligkeit ist! wie lehnt sich da die bange Brust so kindlich vertrauend an dich! wie wird es mir da so deutlich, der Stille und Dunkle sey der Allgenugsame, ihm könne ich ganz mich hingeben! Der laute, helle Tag entfernt mich von dir, die stille, dunkle Nacht führt mich zurück in deine Arme, an dein Herz; ich muß mich in die Betrachtung deines Wesens versenken; dem still gewordenen Herzen, in dem die Welt sich verdunkelt hat, und das nun seinen Frieden und sein ganzes Glück wieder besitzt, ist

unaussprechlich wohl bey dir, dem Stillen und Dunkeln. Ich empfinde dich, ich bin deiner gewiß, leise Stimmen bringen mir sichre Botschaft von dir, ich weiß, daß ich dich nie verlieren kann; und wenn du mir noch stiller und dunkler würdest, doch würde ich nicht an dir irre werden, deine Liebe würde mir deutlich und gegenwärtig bleiben. Alle Gefühle meiner Brust fließen zusammen in das Eine: mein Herr und mein Gott! während ich sonst nichts habe, habe ich dich am meisten.

Still und Dunkel sind des Ewigen Schickungen — Nacht ruht auf seinen Verhängnissen, und in der Nacht gehen sie groß und schweigend an dem Menschen vorüber. Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Unter Grausen erregenden Erschütterungen bildet sich still, was werden soll; unauflösliche Räthsel, scheinbare Widersprüche verhüllen dem blöden Auge Gottes Gedanken;

angstvolles Warten zukünftiger Dinge verbreitet sich über die Welt; die Frage richtet sich an den Himmel — und es ist still oben; der Blick sucht den Unsichtbaren in seinen Werken auf Erden — und auf Erden bleibt es dunkel. Unerforschlich sind seine Gerichte und unbegreiflich seine Wege — doch wie herrlich groß in der dunkeln Stille! Sie allein feyert würdig den Hoch-Erhabenen — über ihr schwebt sein Friede, aus ihr wird er hervor gehen wie Sonnenglanz aus der Nachtfinsterniß.

Müde des vergeblichen Spähens nach Zweck, Plan und Zusammenhang, verwirrt im Bewußtseyn, mit bange klopfendem, oft wild empörtem Herzen, von Zweifeln verfolgt und gequält, eile ich in die einsamen Schatten der Nacht, da noch einmal zu erwägen, welchen Gang Gott geht — und in den einsamen, kühlen Schatten legen sich die Stürme der Brust; ruhig schaue ich hinaus

in die Dunkelheit — und ich begreife nun warum es dunkel ist; ich finde nicht — aber ich ahne mit Zuversicht Zweck, Plan und Zusammenhang. Gottes Friede erscheint mir über seinen unerforschlichen Gerichten, ich glaube unerschütterlich an ein herrliches Ende. Das Stille und Dunkle, denn im Stillen und Dunkeln wohnt das Große, wird mir jetzt die sicherste Bürgschaft, daß es Gottes Gedanken sind, welche ausgeführt werden, und daß Allmacht die Weltkräfte beherrscht, die Beschlüsse des menschlichen Willens und das Toben menschlicher Leidenschaften sich unterwirft. Freudig bete ich an vor dem, den ich nicht verstehe; in Demuth fühle ich, daß ich Mensch bin; und alle Kräfte meines Wesens dehnen sich aus in dem dunkeln Bewußtseyn einer umfaßbaren Größe, die mein Leben umfängt, und mich sanft aus den Stürmen der Welt hinauf hebt — durch Nachtwolken.

Menschliches Elend — wie hat der Gedanke desselben oft das Herz gemartert und geängstigt! Diese heftigen, zerreißenden, bis zur Betäubung und Unterdrückung des Bewußtseyns steigenden — diese zwar mildern, aber desto länger anhaltenden, desto deutlicher in ihren kleinsten Zuckungen empfundenen, alle Thätigkeit hemmenden, unvermeidliche Zerstörung verkündenden Schmerzen des Körpers, womit Menschen ringen, dieser mannichfaltige Jammer der Seele, diese nie verwundenen Kränkungen, diese unersetzlichen und ohne Aufhören betrauerten Verluste, dieses verzweifelnde Innewerden eines durchaus rettungslosen Zustandes, diese finstern Blicke auf ein gänzlich verarmtes und verwüstetes Leben, diese entsetzliche Angst beym Herannahen eines unabwendbaren fürchterlichen Verhängnisses, diese blutenden, zagenden, im Elend vergehenden Herzen, diese Augen voll Thränen, und diese trocknen, starren, die das Weinen längst verlernt ha-

ben, diese zahlreichen Demüthigungen und Erfahrungen, diese den Adel der menschlichen Natur verhöhnenden Begegnungen — welche nächtliche Schwermuth hat das alles oft über meine Seele verbreitet! dann in finstres, mit dumpfer Gedankenlosigkeit endendes, Grübeln mich versenkt, dann mit spitzen Stacheln in meinem Inwendigen gewühlt, dann zur bittern Lebensverwünschung mich gereitzt, dann zur Verzweiflung an der menschlichen Würde mich hinabgestürzt, wo ich am Menschen nichts als Niedrigkeit, Ohnmacht, Verwerfung oder Mißhandlung wahrnahm, daß er mir als das versäumteste, vergessenste, nichtigste Geschöpf erschien — unglücklicher nur noch durch den Widerspruch seiner Fähigkeiten, seiner Träume, seiner Bestrebungen, seines trugvollen Suchens und Wähnens mit seiner Lage und seinem Schicksale.

In der Nacht muß ich mich mit dem menschlichen Elende beschäftigen, um ihm eine mildere

Ansicht abzugewinnen. Nicht bloß eine mildere, auch eine versöhnende, eine erhebende Ansicht gewinne ich ihm ab, ich finde in ihm die stille, dunkle Größe der Nacht.

Nächtlich ist des Elendes Gestalt, geheimnißvoll sein Ursprung, seine Bedeutung, sein Zweck und sein Zusammenhang mit der innern Lebensgeschichte des Menschen. Seiner Macht und seiner Unbegreiflichkeit verstummt die leidende Seele, und verstummend begegnet sie ihm, wie es sich gebührt, und ihrer selbst würdig.

Etwas den Menschen Ehrendes liegt darin, daß er elend seyn — und noch mehr darin, daß er dem Elende schweigen kann. Schmerz fühlt auch das Thier, sein Elend denkt nur der Mensch — aber er denkt es nicht aus. Doch nimmt er es auf sich und trägt es; auch richtet nicht selten unter seiner Last der Geist groß sich auf. Er billigt sein Elend, und, während er sein äußeres Leben ihm hingibt, hält er sein Gemüth

frey, und beherrscht es hochsinnig in der Welt des Gemüthes, königliche Gewalt an ihm übend.

Wo zeigt sich der Mensch erhabener, als wenn er, schwer mit dem Elend belastet, schweigend gen Himmel sieht!

Vermag er nicht sogar, das Glück verachtend und von sich stoßend, das Elend zu wählen — ohne Aussicht auf Gewinn und Ehre, bloß um edel-unglücklich zu seyn? Ist er nicht im Stande, mit dem Gedanken des Elendes zu leben? Regt sich nicht in ihm ein Bedürfniß, sich in diesen Gedanken zu vertiefen, und mit dem eignen Elende das Mitgefühl des fremden zu verbinden? Erwirbt er sich nicht, vom Elende bedrängt und umfangen, die Eigenschaften, in denen am meisten die Hoheit seiner Seele sich kund thut? Empfängt er nicht vom Elende das deutlichste Bewußtseyn seiner Selbstständigkeit und Würde, die fest verbürgte Gewißheit seines unsterblichen Daseyns?

Was

Was wäre die Größe des Menschen ohne sein Elend!

Das Laster schleicht durch die Nacht, von der es die Farbe hat. Still und dunkel ist es wohl, aber nicht groß. Feigheit ist diese Stille, Schmutz dieses Dunkel. Lauernd auf seine Beute und unvermerkt sie umstrickend, hält es sich still; um sicher zu gehen und nicht ertappt zu werden, wählt es die Zeit, wo der Schlaf Stille verbreitet hat, und Dunkelheit auf der Welt liegt. Auch am Tage wirft es die nächtliche Hülle nicht ab, die, seine Schmach und das von ihm ausgehende Verderben bezeichnend, in sein Leben hereingewachsen ist. Die scheinbare Energie verbirgt nur schlecht die wahre Ohnmacht. Allem, was man am Menschen groß nennen kann, arbeitet das Laster entgegen. Durch und durch gemein, ehrlos bis in sein Innerstes, kann es keinen Zug von Größe im Charakter übrig lassen.

Das kühne Verbrechen sucht die Nacht, weil es mit ihr sympathisirt, weil es in ihrer Stille, mit seinen fürchterlich stillen Gedanken, frey athmen, ungestört über seinen Anschlägen brüten kann, weil die Dunkelheit es von der Welt scheidet, wie sein Sinn und Wollen von der menschlichen Gesellschaft, weil es in der Dunkelheit sein gräßliches Bild antrifft, und von ihr die Eindrücke empfängt, die ihm zur Nahrung gereichen, weil in der dunkeln Unermeßlichkeit sich alle Gränzen verlieren, und ihm der Muth wächst zum verwägenen Beginnen.

Wenn das Gräßliche groß heißen darf, so müssen wir allerdings dem kühnen Verbrechen die Größe zugestehen, eine Größe, bey der uns schaudert, die wir mit Entsetzen betrachten. Die edle Größe, vor welcher der Geist sich beugt, während sie ihn sanft zu sich hinaufhebt, auch jene gewaltige, vor der wir erstaunen und ein leises Grauen fühlen, sind wir genöthiget

ihm abzusprechen. Was es von dieser letztern zu haben scheint, rührt daher, daß wir es uns als Werkzeug eines Schicksales denken, welches, Verderben durch Verderben tilgend, mittelst des Schrecklichen Entwürfe des Segens ausführt, und die gewaltigen Kräfte, leicht sie bändigend, seinen Friedenszwecken dienstbar macht.

Nicht das Verbrechen ist groß, sondern was still und dunkel über ihm steht, die Lichtseite noch von uns abgewendet, wirft auf dasselbe einen Schatten von Größe.

Lasset uns nicht klagen, das auch die Nacht des Irrthums den Menschen umfängt, daß Eine Täuschung ihn der andern in die Hände liefert, und seine hellsten Augenblicke auf Erden Dämmerung sind, wo er nicht jeden Wahn von sich abwehrt, und selbst die richtige Einsicht ihm oft

zweifelhaft bleibt. Wohl ist es dem Menschen beschieden zu irren. Indeß zeigt sich der Edle nicht auch in seinen Irrthümern groß? Kann der kleine Irrthum das große Herz zu sich herabziehen, oder muß er nicht vielmehr, was groß im Herzen lebt deutlicher offenbaren, und diesem endlich sich unterwerfen, um der echten Menschengröße einen desto herrlichern Triumph zu verschaffen?

Möglichkeit des Irrthums bedingt die frey zu erringende Wahrheit, und eine frey errungene sollte die Wahrheit des Menschen seyn.

Aus der Nacht des Irrthums arbeiten wir uns zum Tage der Wahrheit hin. Und ward uns nicht das hohe Vermögen, den Irrthum, den wir dafür erkennen, einzugestehen, und ihm abzusagen, wie tief er sich auch in das Herz hineingeschmeichelt habe?

Ein Kind der Nacht ist der Erdenmensch — Nacht bedeckt sein vergängliches Leben und in Nacht endet es — hinter dieser Nacht erst leuchtet sein Tag, darum besucht ihn das Große am meisten in der Nacht, darum kommt ihm die stärkste und deutlichste Ahnung seines wahren Tages, wann die irdischen Lichter erloschen sind.

Aus den dunkeln Tiefen der Nacht steigt mit den Sternen die zweyte Welt ihm empor, die des Tages Scheinhelle verbirgt, und in der Stille wehen die leisen Töne verwandter höherer Wesen zu ihm herüber.

Nicht bloß der abergläubigen Furcht, auch dem erleuchteten Blicke, dem rein gestimmten hohen Gefühle wandeln Geister durch die Nacht.

Das Gespenst hat die Phantasie geschaffen, aber der Geist thut sich dem Geiste kund, der Geistesnähe zu empfinden, Geisteswort zu verstehen fähig ist. Das Auge sieht ihn nicht, doch

der Geist empfindet ihn, und bespricht sich mit ihm, und erkennt in ihm den Verbündeten, und vernimmt von ihm die geheimnißvolle Bothschaft, die sein ganzes Wesen erschüttert, daß ihm alle Lust und alles Weh der Welt Tand wird.

In der Nacht kommen die Todten wieder, und zeugen, daß es keinen Tod gibt, und weisen nach den Sternen, und ihrem Winke zertheilen sich die Wolken.

Die Furcht gehört der im dunkeln drohenden Gefahr und den Bildern, welche die Todesstille um uns versammelt, das heilige Grauen der Nacht gilt dem Großen und Gewaltigen über uns, das in der Stille und Dunkelheit der Nacht seine Verkündiger sendet, die dicht vor uns hintreten, nahe an uns vorüberschweben.

Vor Gespenstern fürchtet man sich, weil sie Lügenbilder des Lebens und des Todes sind. Geister empfängt man mit ehrerbiethigen Schauern.

In mancher erhabenen Nacht erschienst du mir, mein Julius, freundlich und groß, sanft und fest, wie du im Leben warst, und ich erkannte dich — fremd warst du mir nicht geworden — kalte Luft wehte um dich, denn dem Leben warst du fremd geworden — doch öffnete sich mein ganzes Wesen, die Erscheinung in sich aufzunehmen. Eine dunkle Nacht war es, da wir schweigend den ewigen Bund schlossen, kalt wehte es auch da um uns, wir waren über dem Leben. Eine dunkle Nacht war es, als du schiedest, und kalt wehte der Tod mich an. Da gelobte ich mich dir noch einmal, feyerlicher als in jener ersten Nacht. Kein Schmerz um dich — das Geheimniß unsrer Freundschaft lebte allein in meiner Seele, groß und gedankenvoll — und ich fühlte einen wunderbaren Frieden — dunkel-still erfüllte es mich; war es dein Geist, der scheidend meinen Geist umarmte und segnete?

Ich habe dir Wort gehalten, Julius, es besteht noch das ernste Geheimniß zwischen dir und mir. Und du hällst mir Wort und erscheinst mir in dunkel=erhabenen Nächten.

IV.

Kleine Gemählde.

1.

Johannes.

Dich nenn' ich vor allen, mein edler Johannes, du männlich-schöne Seele, du Geliebter. Es ist mir, als müßte ich mit Einem Worte sagen, wie du bist; aber die Sprache hat das Wort nicht. Dein gedenk' ich, wenn es wild stürmt in der Brust — und die Stürme schweigen. Dein gedenk' ich, wenn das Herz kalt geworden ist im Winter des Lebens — und milde Frühlingswärme geht wärmend und erweichend durch alle Theile des Herzens. Als es einst leer und gestorben war in meinem Herzen, und nur Töne der Klage die verödeten Plätze bezeichneten, da

erschien mir dein Bild — und es wurde wieder frisch und voll im Herzen, die Klage tönte fort, aber sanft, und bald legte sich reich und blühend die Welt um mich, die Lust des Lebens erwachte, weil ich dich lieben mußte, und in dir alles. Als ich einst keinen Trost mehr hatte — nicht mehr wußte, wo noch Trost zu finden sey, da faßte leise deine Liebe mich an, aber mächtig drangen deine Blicke und deine Worte in mein Innerstes, und ich fühlte mich überschwänglich getröstet.

Wie ein sanfter Abend ist deine Seele, doch auch groß und gewaltig, wie am Abend der Flammenblick der scheidenden Sonne. Dein Großes ist aus deinem Sanften geboren, es hat von ihm die Gestalt und die Züge, und hüllt sich in Sanftes, aus dem es nur zuweilen still hervorstrahlt. Die Menschen kennen allein deinen sanften Johannessinn, außer wenigen Vertrauten, denen du dein Inwendiges offenbart hast. Gott

kennt und versteht dein großes Herz, denn ihm zeigst du es, ohne es selbst zu wissen, in deinen Gebeten und in deinen geheimsten Gedanken. Nicht so groß würdest du seyn, wenn du nicht so sanft wärest; in jeder sanften Rührung richtet deine Seele sich höher auf.

Du liebst die Blumen auf der Flur, und freust dich der Lämmer auf der Weide; aber dein Auge sieht zu den Sternen hinauf, und das Ewige wohnt in deiner Brust.

Jedes Kind lächelst du an, und spielst mit ihm, denn du hast ein kindlich Gemüth. Jeden kindlichen Menschen, der dir begegnet, lächelst du an, und giebst ihm schweigend die Hand. Auch mit dem Leben spielst du — mit dem nähmlich, was darin die Menschen sorgenvoll umtreibt, sie in Hitze bringt, ihnen Schweiß auspreßt, ihren Schlaf verjagt, wofür sie ihre Kräfte verzehren und ihre kurzen Freuden opfern, worum sie einander hassen und anfeinden; dir ist es Kin-

derspiel. Doch weicht der denkende Ernst nicht von deiner Stirn, und allem deinen Thun bleibt des Lebens erhabener Zweck gegenwärtig; dein flüchtigster Gedanke trägt die Zeichen davon an sich, daß du des Lebens Bedeutung begriffen hast. Du hast erkannt, wie wenig an den Dingen ist, von denen unsre Noth kommt, und schaust ruhig in ihren Wechsel hinein.

Demüthig bist du, mein Johannes. In Demuth wandelst du vor Gott und Menschen, und erhebest dich keines Dinges. Niemand kann sich selbst strenger richten und seinen Werth geringer halten, als du, obgleich deine Seele vom Großen und Edeln erfüllt ist.

Einfältig bist du, mein Johannes, vor der Welt, schlecht und recht; du kennst nicht der Welt Trug und List, und ihre zahlreichen Künste. Du begehrst nicht, bey ihr etwas zu gelten, und magst dich auch nicht vor ihr verbergen; wie du nun eben bist, ohne Schmuck und Zier, aber auch

ohne Verlegenheit, frey und offen, stellst du dich dar, und gibst dich jedem hin, der es verdient in dein Inneres zu blicken. Du achtest die Welt zu wenig, als daß du ihretwegen einen Schein um dich her verbreiten, oder einen schönen Trieb des Herzens unterdrücken solltest, damit sie ihn nicht verspotte. Du achtest sie auch genug, um dich ihr da nicht zu entziehen, wo sie dich zu sehen verlangt.

Unzweydeutig wahr geht jedes Wort aus deinem Munde, drückt jede Miene und jede Bewegung deine Gedanken und Empfindungen aus; und hieltest du die Preise der Welt so hoch wie sie von den meisten gehalten werden, doch könntest du nicht anders, als wahr seyn. Das Wahre ist deine Natur; deiner Seele ist es unmöglich sich zu verkleiden, oder sich in irgend einen Winkelzug zu biegen.

Wahrhaft, treu und fest ist mein Johannes. Glaubet an sein Wort, er hat es noch immer

gehalten, pünktlich gehalten — mehr als pünktlich — er hat auch gehalten, was er nicht versprochen hatte, was man meynte in seinem Worte gefunden zu haben. Glaubet an seine Liebe, er hat sie noch nie zurückgenommen, er ist noch nie von einem menschlichen Wesen abgefallen, dem er sich zugesagt hat, auch den, der seiner Liebe unwürdig geworden war, hat er fortgeliebt — trauernd fortgeliebt.

Alle Menschen liebst du mit menschlicher Liebe. Hold ist dein Gesicht, freundlich deine Begegnung, voll Milde deine Rede; heiter, gefällig, aufmunternd, Zutrauen erweckend, herzgewinnend kommst du jedem entgegen, der sich dir nahet — am meisten dem Schüchternen. Wie schonend berührst du jede verletzbare Stelle eines menschlichen Herzens, daß du ja nicht wehe thuest! Wie gütig lässest du dich herab, und bequemst dich jeder menschlichen Schwäche an! Wie duldsam bist du gegen Irrthümer und Fehler! du

weißt, wie leicht der Mensch irrt und fehlt. Wie fügsam geht dein Rath in jede unbedeutende Angelegenheit ein! du weißt, wie unbedeutend unsre meisten Angelegenheiten sind, und wie viel sie uns dennoch zu schaffen machen. Jedem gönnst du gern seine kleinen und thörichten Freuden; du weißt, wie wenig große und weise Freuden wir haben, wie viel in aller menschlichen Freude klein und thöricht ist, und wie das Kleine und Thörichte oft ein schweres Herz erleichtert und tiefe Wunden heilt. Du tadelst und störst keinen, der sich unschuldig freut. Innig rührt dich der Menschen Elend, hülfreich eilest du Beystand zu leisten, wo du es vermagst, und mit schmerzstillendem Troste trauernde Gemüther zu erquicken.

Du lebst in der Liebe — in demüthiger Liebe, und vergissest dich selbst. Die sanften Wallungen demüthiger Liebe haben alle Empfindungen und Kräfte deines Wesens in sich aufgenommen.

Wie der Abendstern still und rein über der Erde steht, und in ihre Nächte hell schimmernd herabsieht: so stehst du über dem nächtlichen Leben still und rein, und siehst wehmüthig lächelnd herab auf seine langen Schmerzen und kurzen Freuden, im trauernden Andenken an das einst Erlittene — und an entflohene glückliche Tage.

Dich, in deiner großen, heiligen Ruhe, erschüttern die Dinge der Erde nicht mehr.

Du bist nicht von der Welt, darum kann der Schmutz der Welt dein reines Gemüth nicht beflecken. Ein lichter Himmel wohnt in deinem Gemüthe, und schimmert auf deinem Angesichte. Deine Seele ist längst weggezogen aus der Welt — in höhere Gegenden, in Räume des Lichtes. Doch ist dir die Welt nicht fremd geworden. Liebend nimmst du Theil an dem, was auf ihr geduldet und genossen wird; liebend neigt sich dein Herz allem Schönen, Guten und Großen der Welt entgegen, wodurch sie dir verwandt

bleibt; mit stiller Lust weilt dein Auge auf ihren weiten Blüthenreichen, hier Nahrung suchend für das Göttliche in dir.

Die Welt lebt vergeistigt und verklärt in deinem Innern, ihr Irdisches heiligt sich, so bald es dein Gedanke wird.

Deine Gedanken — Johannes-Gedanken sind es, in denen Wahrheit und Liebe sich vermählen. Ein andrer hätte sie so nicht gedacht, und niemand denkt sie dir nach. Das Reingehaltene, das Jungfräuliche möchte ich sagen, das Leichte der Form, das Schwere des Gehaltes, das Klare und Tiefe, das Große und Sanfte, das mild Leuchtende und mächtig Ergreifende, das Erwärmende und mit stiller Gewalt in das Gemüth Dringende deiner Gedanken verräth, daß du in der Schule deines herrlichen Nahmensverwandten gewesen bist.

So drücken deine Gedanken in deinen Werken sich aus; der Johannessinn ist es, was ihnen jene unbeschreiblichen Reitze des vermischten Er-

habenen, Rührenden, Milden und Schönen verleiht. Wie mein Johannes handelt vermag ich Euch nicht zu beschreiben — in der Beschreibung würdet Ihr wenig Besonderes finden — sehen müsset Ihr es.

Etwas Schwermüthiges ist in Johannes Auge; es kommt von der Trauer über das Leben und von der Tiefe seines Gemüths. Ein heitrer Schimmer tritt in das schwermüthige, denn ein schöner Gedanke geht durch seine Seele. Hell leuchtet dieses Auge, denn er denkt eine edle That. Entzücken strahlt dieses Auge, denn sein Geist hat sich in die Betrachtung Gottes verloren. Feuer glänzt in diesem Auge und eine sanfte Röthe überzieht die blasse Wange, denn ein großer Entschluß hat eben sein Herz erwärmt, und seine Brust gehoben. Eine dunkle Stille liegt in diesem himmelwärts gerichteten Auge, denn Johannes betet, und seine Seele ist bey Gott.

2.

Jean.

Etwas luftig und durchsichtig ist der Mann, den ich Euch jetzt zeige; er heißt Jean, und kann kein Wort Teutsch, obgleich er schon seit acht Jahren teutsch balbirt wird, und in seiner zarten Jugend eine teutsche Amme gehabt hat. Sein Ur- Ur- Ur- Großvater ist um des Glaubens willen aus Frankreich ausgewandert. Einer solchen Lumperey wegen, schwört er oft, hätte er es nicht gethan — denn er denkt frey und aufgeklärt, und glaubt so gut wie nichts, wenn er sich nicht gerade in preßhaften Umständen befindet — indeß hält er das Französische bey, und gibt sich, besonders seit die Franzosen, die er seine Landsleute nennt, in Teutschland gewesen, unsägliche Mühe Teutsch zu radebrechen. Auch hat er's von seiner Mutter, daß es sich nicht

schickt Teutsch zu können: on feint de ne savoir pas ce jargon.

Betrachtet nun die leichtfüßige Gestalt etwas genauer, sie steht immer auf dem Sprunge. Jean geht nicht, sondern hüpft und tanzt, und schwebt halb in der Luft. Er spricht nicht, sondern parlirt. Bey ihm habt Ihr das Hören recht umsonst. Die Worte sind noch leichtfüßiger als die Gestalt, und verursachen Euch nicht die mindeste Beschwerde des Denkens, Ihr kommt davon, und begreifet nicht wie. Sein Organ ist ein wenig rauh, aber er hat es poliert, und ihm Douceurs gegeben, womit er noch täglich fortfährt; und wenn er den Mund öffnet, spielt er Euch die schönste Perlenschnur elfenbeinerner Zähne unter die Augen — seine natürlichen hat er in Zuckerwerk verkaut.

Kann man etwas Schöneres sehen, als diesen Kopf? der genialste Pariser Haarkünstler brächte nichts Beßres zu Stande. Und wie macht er

es? bloß mit seinen, geschickt zum Kamme dressirten Fingern; in denen steckt das Genie. Mit der größten Nachlässigkeit fährt er vor Euern Augen in dem struppigen Schmucke herum, von dem Ihr eben kühn behauptet, darüber könne keine menschliche Kunst, und, indem Ihr die scheinbare Zerstörung bedauert, sehet Ihr neue Vorstenreitze sich entwickeln, die alle frühern weit hinter sich lassen, und vor denen Ihr Euer Herz wohl in Verwahrung bringen möget, wenn Ihr empfänglich seyd, denn Grazien hausen drin, und Liebesgötter schätzen sich glücklich, ihnen Gesellschaft zu leisten. Er achtet's kaum, daß Ihr ganz außer Euch seyd, und Euch nicht zu fassen wisset, und würde wenig darnach fragen, wenn Euer Herz an Einer seiner Angellocken zappelte.

Wie leicht das kurze Röckchen die gelenkigen Glieder umfließt, es ist vom feinsten Tuche; im Sommer trägt er's von Seide; die Aermel wie

zart oben aufgepufft! und welch ein Faltenwurf! wie feinsinnig berechnet auf jede Bewegung und Drehung, in welche der Tanzmeister die meiste Force der Harmonie gelegt hat!

Habt Ihr etwas verloren oder vergessen, er ist bey der Hand, und sucht's oder hohlt's gleich. Meilenweit läuft er im Regen und Sturm, wenn Sie, Madame, ihn schicken, nur einen Wink kostet es Ihnen. Einen zärtlichen Blick — und Sie können aus ihm machen, was Ihnen gefällt, er will ganz närrisch werden. Unglaublich ist er erpicht auf alles, was in Ihren schönen Händen gewesen. Durch eine Stecknadel machen Sie ihm glücklicher, als wenn Sie seine Schulden bezahlen. Packen Sie ihm nur auf, so viel Sie wollen; er trägt's, und rechnet es sich zur Ehre, darunter zu schwitzen — in Ihren Diensten. Will aber Ihre Sache anders als mit Worten verfochten seyn, so müssen Sie ihn verschonen, da besteht er schlecht.

Zur Unterhaltung ist er zu gebrauchen, wenn Sie keine Gedanken von ihm verlangen. Das werden Sie ja auch nicht, warum wollten Sie sich mit dieser unnützen und beschwerlichen Waare beladen? Aber Idees hat er — und zwar herrliche, die Sie überall benutzen können. Mit Neuigkeiten kann er auch aufwarten, mit Geschichten vom Hofe, vom Theater und aus der Stadt; er hat alles aus der ersten Hand — vieles aus der besten, nämlich aus seiner eignen. Sie werden gestehen, wenn's nicht wahr ist, so könnte es doch wahr seyn, und von manchem wäre zu wünschen, es sey wahr. Die besten Autoren haben ihm Redensarten geliefert, und er weiß damit umzugehen, sie zu runden, zu glätten und anzubringen. Sie fassen ihn leicht, wenn Sie sich vor der Voraussetzung hüthen, er wolle etwas sagen. Auf alle Ihre Kleinigkeiten versteht er sich, und nennt Ihnen jedes Stück ihres Putzes, das allerneueste nicht ausgenommen,

geläufig. Von weiblichen Moden ist er so früh unterrichtet als Einer; das Modejournal bleibt sechs Wochen hinter ihm zurück; denn er correspondirt stark mit Paris, wo er sich Einen Monat aufgehalten und gute Connexionen erworben. Ueber wahre Blumenauen des Gesprächs führt er Sie — an den Fingerspitzen. Zu allem und jedem giebt er Ihnen Glossen und Aufschlüsse. Könnte man sich auf Sie verlassen, so würde er auch wohl den Einen oder andern Artikel aus der ärgerlichen Geschichte kritisch mit Ihnen durchgehen. Aber ich besorge, Sie schweigen nicht, und machen ihm Ungelegenheiten — er haßt nichts mehr als diese —; darum verspreche ich Ihnen nichts. Jean tritt leise, und kennt Leute, mit denen man's nicht gern verdirbt.

Uebrigens sind Sie in jeder Gesellschaft geborgen, so bald Sie ihm hinter dem Stuhle haben.

Er gesticulirt über alle Maßen, und geräth

außer sich; er ist entzückt — des Todes — ein verlorner Mann, so oft Sie es wünschen. Auf drey Liebhabertheatern hat er sich engagirt.

Mit seinem Herzen steht es so und so: es girrt, es seufzt, es wimmert, es sehnt sich, es schmilzt dahin, es fühlt Drang, es schwitzt, es siedet, es glüht, es wirft ganze Feuerströme aus — alles nach Umständen. Es hat seine weichen, seine kühnen und seine Sturmperioden. Jetzt schreibt er ein Trauerspiel, so gräßlich, daß er beym Schreiben raucht und dampft, und oft davon weg muß, um Luft zu schnappen, und sich abzukühlen, und nicht in seinen eignen Flammen zu verbrennen.

Im Puncte der Liebe ist sein Herz wie Zunder, jeder Funke, der aus einem schönen Auge herein fällt, fängt sich, und wird prasselndes Feuer. Alte Liebe rostet bey ihm nicht, weil keine älter wird als acht Tage — aber neue desto schneller. Seine Herzensgeschichte ist merkwür-

dig, er hat viel erfahren und ausgestanden, und weiß von etwas nachzusagen; die Begebenheiten drängen sich ordentlich. Durch seine Bekanntschaft hat er sich nun beynahe durchgeliebt. Es schadet nichts: er wird wieder von vorne anfangen; wenn er nur nicht so entsetzlich dabey litte!

Vor drey Jahren soll er sich ein wenig auf die lüderliche Seite gelegt haben; ich kann es aber nicht verbürgen. Jetzt führt er einen honetten Lebenswandel.

Besonders war es an ihm, daß er sich einmal vornahm, sich dem Trunke zu ergeben — aus Desparation — worüber habe ich nicht erfahren können. Er hat, meines Wissens, diesen Entschluß nicht ausgeführt.

Dinge, die ins Unglaubliche gehen erzählt er von sich. Man könnte behaupten, er löge; aber das ist es nicht, denn er glaubt selbst daran. Es zeugt von genialer Kühnheit, daß er in der

Meynung, die er von sich hat, von der ganzen übrigen Welt abweicht, so wenig er auch sonst wagt, andrer Meynung zu seyn, als die Welt, und diese Meynung mit aller Freymüthigkeit an den Tag legt, und sie nicht selten hinlänglich poetisch behandelt.

Das ist Jean.

3.

Hans.

Hans läßt den Kopf hangen; er ist traurig — ach! recht von Herzen traurig ist Hans, denn seine Liese ist gestorben. Der arme Hans! nun hat er nichts mehr auf der Welt. Liese war sein Eins und Alles. Er lebt und lebt nicht. Häns ohne Liesen — wäre das ein Leben? Hans ohne Liesen — Leib ohne Seele.

Hans meynte es so ehrlich, Pfingsten über's Jahr — dann hatt' er sein Gütchen — wollt' er Liesen heirathen. Das wäre eine Herrlichkeit gewesen! Liese Hansens Frau! Wie hat er sich dafür geplagt, wie hatt' er sich darauf gefreut, was hatt' er nicht schon überlegt! alles vorbey; vor fünf Wochen haben sie Liesen begraben.

Mit Hansen ist es aus; er grämt sich und zehrt sich ab, und will sich gar nicht sagen lassen.

Alle Tage wird's schlimmer; dabey kann Hans nicht bestehen. Ehe ein Vierteljahr vergeht, begraben sie Hansen auch. Wie ein Schatten schleicht er herum. Ihm ist nicht besser, als wenn ihm seine Mutter von Liesen erzählt, oder wenn er am Abend sich in die dunkle Kammer schließen, und recht nach Herzenslust weinen kann. Weine dich nur satt, Hans, und schäme dich nicht — deine Liese ist dieses Thränenopfers werth. Weit und breit gab es keine schmuckere Liese. Sie war zahm wie ein Lämmchen, doch fröhlich und guter Dinge — geduldig und still dazu. Gleich hatte sie dem das Herz weg, der ihr in's blaue Auge sah.

Halte nicht die Hand vor's Gesicht, deine Thränen zu verbergen, wenn es dir plötzlich ankommt, daß du weinen mußt; es macht dir alle Ehre, ob du gleich schon ein großer Hans bist. Niemand spottet über deine Traurigkeit, selbst Petern, dem du ein Dorn im Auge warst,

dauerst du. Ganz betrübt sagte er gestern: „ach daß ich doch Hansen, etwas Liebes erweisen könnte!“ Aber gräme dich nicht zu sehr, und zehre dich nicht so ab. Was sollte deine Mutter anfangen, wenn du auch stürbest. Eine Liese bekommst du nicht wieder; doch, ist nicht Liese im Himmel und in deinem Herzen? Denk' was Liese sagte, als sie starb: „Hans fasse dich, und nimm' dir zu seiner Zeit eine andre zur Frau, nimm' Marien, die meine Herzensschwester ist.“ Das Letzte kannst du nicht; aber das Erste. Es würde Liesen im Himmel wehe thun, wenn sie wüßte, wie du in der Traurigkeit vergehst, und manchen Tag nicht essen und nicht trinken willst.

Hättet Ihr Hansen in seiner guten Zeit gesehen, als er noch mit Liesen aufs Feld ging, und ihr Kränze band, und sie im Tanze schwang: Ihr kenntet ihn nicht mehr.

Hans war der stärkste, munterste, flinkste Bursche im Dorfe — immer fleißig und gutes

Muthes — das Gesicht so frisch braun — die Backen so rund und roth — das schwarze Haar so glatt gekämmt, daß man sich drin spiegeln konnte, unten so zierlich gekräuselt — sein Wuchs so gerade und stämmig; er hielt' etwas auf seinen Leib — und diesen so rein und proper! Wenn er sich Sonntags geschmückt hatte — den feinen blauen Rock, die grüne Weste, die gelben ledernen Beinkleider an, die roth und gelbgestreiften Kniebänder mit den großen Quasten um — einen Blumenstrauß von Liesen im Knopfloch — den runden Hut auf, mit dem grünen Bande, das ihm Liese zum letzten Jahrmarkt geschenkt: man hatte seine Freude an Hansen. Verständig war Hans und geradezu, ohne Umstände, wie er's meynte, so sagt' er's. Man fragte Hansen gern um Rath, denn er gab ihm ehrlich und gescheut. Was er faßte, das hielt er; was er angriff, das ging. Immer gesprächig und freundlich, konnte er bey niemand vorbeygehen, ohne ihn anzure-

den, und ihm die Hand zu geben, und nach den Kindern zu fragen. Jedermann hatte Hansen lieb; wo er nicht bey war, fehlte immer etwas.

Jetzt ist's nichts mehr mit ihm — Hansen ist alles einerley. Die glatten Haare wachsen ins Wilde, da sie weder gekämmt, noch geschnitten werden. Die schönen Kleider fressen die Motten, er achtet's nicht einmal der Mühe werth sie an die Luft zu hangen. Der gute Hut verkommt im Staube. Die runden, rothen Backen sind eingefallen und bleich. Langsam, gebückt und still wankt er durchs Dorf, oft so matt, daß er sich kaum auf den Beinen halten kann, aller Muth ist dahin, alle Kraft fort aus ihm. Um keinen Menschen bekümmert er sich, und hört es nicht einmal, wenn man ihn grüßt. Den Stein auf der Erde möchte es erbarmen.

Nur das grüne Band verwahrt er noch, und sitzt damit Stundenlang stumm am Wiesenbach, wo er Abends mit Liesen zu sitzen pflegte, und

besieht es, bis ihm die Thränen in die Augen kommen.

Hans pflanzte Blumen, und pflegte sie den Winter über in Scherben, damit Liese alle Sonntage etwas hätte, was sie vorstecken könnte; sie waren ihm so lieb geworden, als wenn's seine Kinder wären — um seiner Liese willen! und was hatte die für eine Lust daran! Jetzt, Blumen hin Blumen her — was sollen ihm Blumen, da Liese todt ist? Sie lassen die Köpfe hangen, wie Hans, und werden alle ausgehen. So ist's ihm auch recht, da seine einzige Blume ausgegangen, für die die andern alle da waren.

Er hat keine Blumen auf ihr Grab gepflanzt; er wollt's einmal, aber er konnt' es nicht. Seine Traurigkeit läßt ihn an keine Blumen denken; alles ist ihm zu fröhlich für Liesens Grab.

Abends im Mondschein setzt er sich auf das Grab, und weint und bethet da, daß es Gott mit ihm endigen möge. Denn Hans ist fromm,

und Liese war auch fromm — herzensfromm, engelfromm war Liese; wie hat sie nicht Hansen zum Guten ermahnt — noch in ihrem Letzten! Hans könnte sich ein Leides anthun, wenn er nicht so fromm wäre, und Liese ihn nicht so viel ermahnt hätte. Sonst fragt Hans nach dem Monde nicht viel; er sieht ihn auch nicht an, sondern immer auf das Grab, und wirft sich oft darüber hin, und schreyt laut „Liese komm wieder! Liese, du bist fort, unter dieser Erde bist du, und hast alles mitgenommen, was dein armer Hans hatte! Wie konntest du fortgehen, und deinen armen Hans allein lassen? Komm nur Ein Mal noch wieder, Liese, du mein einziger Trost, und nimm mich mit in dein Grab. Was soll ich länger leben! ich kann nichts mehr.“ Ach Liese liegt kalt und stumm in der Erde, und hört Hansen nicht.

Das war eine Liebe zwischen Hans und Liese! wahrlich keine Mondscheinliebe. Immer hatte

Hans etwas für Liesen und Liese etwas für Hansen; das Beste sparte Jedes für das andre auf. Wo Hans nicht war, da war Liese nicht; und ging Liese nicht, so wäre Hans um keinen Preis gegangen. Hans hielt's nicht aus, wenn er nicht Abends bey Liesen seyn konnte. Er war seiner Liese so treu, daß es ihm Sünde däuchte, die lustige Marie nur einmal anzusehen; und Liese war ihrem Hans so treu, daß sie mit niemand tanzte, als mit Hansen. Hans hätte sich für Liesen den Finger abgeschnitten, Liese wäre für Hansen ins Feuer gelaufen. Jedes hatte das andre weit weit lieber als sich selbst.

Es war eine reine, keusche, verschämte Liebe zwischen Hans und Liese. Wenn Hans Liesen in der Kirche ansah, wurde Liese roth und schlug die Augen nieder. Da Liese starb sagte sie: Hans küsse mich nun, zum ersten und zum letzten Male; da faßte sich Hans ein Herz, und that's.

Hans war in seiner Art höflich mit Liesen, und Liese wußte ihm das Dank. Hans konnte Liesens Gedanken rathen und Liese Hansens; wenn sie nicht beysammen waren wußte Jedes, was das andre dachte — Hans dachte an Liese und Liese an Hans. Nicht schreiben, nicht lesen kann Hans; aber er las in Liesens Augen, und schreibt Briefe an sie in den Himmel. Den reichen Schulzens-Heinrich hatte Liese ausgeschlagen um Hansens willen; und Grete hat Hansen Fallstricke genug gelegt, aber Hans ist Liesen treu geblieben.

Als Liese begraben wurde, war Hans von Sinnen — wie ein Gespenst wankte er hinter dem Sarge. Am Grabe hielt er sich nicht mehr, er sank zusammen, uud mußte von zwey Männern nach Hause halb getragen werden.

4.

Veit.

Veit ennüyirt sich. Der Mann ist so matt und schlaff, daß er fast aus einander geht. Ein Bein über das Sopha hingestreckt, das andre nachlässig auf dem Boden ruhend, den leeren Kopf auf den linken Arm gestützt, liegt er, und gähnt und seufzt, findet alles schlecht und abgeschmackt, und weiß nicht, wo er mit sich hin soll.

Um neun Uhr ist er diesen Morgen aufgestanden, und nachdem er, bey einer Tasse Kaffe, dem er das Schaale durch einen starken Spiritus-Zusatz benommen, vom Schlafe einiger Maßen ausgeruht, hat er ein Paar Broschüren durchlaufen, und das Zeitalter eingeholt, dem er nun wieder einige Schritte voraus lassen kann. Halb elf wurde er angekleidet, und begab sich

dann in den Buchladen, sich nach Taschenbüchern zu erkundigen, und zu fragen, ob in der Litteratur nichts Neues passire, ob in der Philosophie noch alles auf dem alten Fleck stehe, und ob man sich von der Messe etwas versprechen dürfe. Da hier nichts von Bedeutung für ihn vorfiel, hielt er sich auch nicht länger auf, sondern verfügte sich weiter, um den Kakerlaken zu besehen, die Anschlagzettel zu lesen, ein Paar Straßen zu durchstreichen, ein Paar Galanterieläden zu mustern, weil er gesonnen ein neues Stockband zu erhandeln, sich durch ein Paar Tassen Bouillon zu erfrischen, und auf dem Kaffehause einige Novitäten zu haschen, die er der Frau von W. präsentiren könnte, der er mit dem Schlage zwölf bey der Toilette aufwarten mußte; auch hoffte er da den Dichter Q. zu treffen, der ihm ein Sonett auf sie versprochen, aber nicht kam.

Den Besuch machte er heute kurz; Frau von

W. war kalt und klagte über Kopfschmerz. Halb eins frühstückte er gut. Darauf hat er sich mit Balthasar Arm in Arm auf der Promenade unter der schönen und eleganten Welt träge umgeschleppt, wo er oft ganz verdutzt wurde, den Mund aufsperrte, und nicht von der Stelle zu bringen war; Balthasar trieb genug. Außerordentlich versessen ist er auf Naturschönheiten.

Auf halb zwey hatte er den Schneider bestellt, mit dem Sachen von Wichtigkeit zu überlegen sind. Der Hasenfuß hat ihn angeführt. Bis drey Viertel blieb er sanft — dann wurde er wild, und schwur: dieser und jener solle den Ziegenbock holen, er selbst breche ihm den Hals, wenn er noch komme. Fünf Minuten vor zwey legte sich sein Zorn; jetzt ist er zahm und geduldig; aber entsetzliche Langeweile plagt ihn.

Es ist eben zwey vorbey, und erst nach drey wird in der Sonne gegessen. Eine volle Stunde also noch. Um sich die Zeit zu vertreiben hat

er seine blanken Stiefeln ein wenig besehen; deß wurde er bald satt. Auch hat er eine Weile am Fenster gestanden, wo sich nichts zeigte, was ihn hätte amüsiren können. Endlich hat er in einem Roman geblättert, und ihm trocken und elend gefunden. Jetzt ist wahrlich nichts mehr für ihn aufzujagen. Hoffentlich schläft er ein.

Für den übrigen Theil des Tages ist hinlänglich gesorgt; wär's nur erst drey! An Table d'Hote trifft er gute Gesellschaft. Um fünf hört er ein Collegium über die Naturphilosophie, wo er verdaut; sechs besucht er den Klub; halb sieben das Theater; er läuft aber am Ende des ersten Actes heraus, um nach den Marionetten zu sehen; halb acht restaurirt er sich; acht geht er zur Frau v. L., wohin er zum Thee geladen. Indeß ist es dort nicht sonderlich, und er muß wegen dringender Geschäfte gleich fort. Er will aber wieder vor dem Schlusse des Stückes ins Theater, um zu sehen, wie alles abgelaufen, und zu er=

fahren, wie die Schauspieler sich gehalten, da man bey dem Herrn v. D., wo er um elf soupirt, etwas Theaterkritik von ihm erwartet.

Späterhin hat er noch besondere Gänge, auf denen wir ihm nicht folgen können, und damit beschließt und krönt er sein Tagewerk, das er Morgen rein vergessen hat.

Wenn Aristoteles die Seele eine unbeschriebene Tafel nennt, so trifft er's bey Veit. Es ist blutwenig, was er in seiner Jugend gelernt, und auch jetzt hält er beßre Seelen- als Körper-Diät; ja man kann behaupten, es würde schlimm mit ihm stehen, wenn er nicht durch jene wieder gut machte, was er durch diese verdirbt: denn in seiner Lebensweise treibt er die poetischen Freyheiten und Ueberladungen weit, aber die Geistesnüchternheit verarbeitet alles wieder ins Gleiche.

Glaubet darum nicht, daß er ein Kind sey, und schweige. Er sagt freymüthig und nachdrücklich was er denkt, denn er ist seiner Sache

gewiß, und hat es aus sichern Quellen. Auf den Kaffe-Häusern schreyt er so laut als Einer, und im Theater hilft er durch Pochen und Klatschen das Publikum verfeinern und bilden.

Seine Meynungen und sein Geschmack sind die allerneuesten; und man kann's von ihm erfahren, wenn man etwa dumm wäre und es nicht wüßte, daß an Kant, Schiller und Klopstock wenig ist. Göthen verehrt er ungemein. Der Schelm thut aber, als ob er darin etwas Besonders an sich hätte: „ich weiß wohl,“ sagt er, „daß ich anstoße, und alles wider mich habe, und den meisten als ein Mann ohne Kopf erscheine“ — wobey er in sich herein schmunzelt, und in seiner eignen Wohlhabenheit vollauf lebt — „aber ich bleibe dabey, und setze mich über die Welt weg“ — hier rümpft er ein wenig die Nase.

In den bildenden und zeichnenden Künsten ist er für's Nackte — in den redenden sehr wider

das Moralische, wovon er versichert, es verhunze alles. Klopstock, lehrt er oft, habe darum kein Dichter werden können, weil er kein Heide und zu moralisch gewesen. Indeß traut er es dem Zeitalter zu, daß es Einsichten bekommen, und die Einheit des Göttlichen und des Liederlichen begreifen werde. Er ist selbst erbötig, das Seinige dazu beyzutragen.

Wenn man nur nicht besorgen müßte, die Welt werde nicht lange mehr etwas an ihm haben! Er klagt sehr über Schwäche und über die Lumperey in der Welt. Indeß ist er gesonnen sich magnetisiren zu lassen, wovon er sich viel verspricht. Für so alt an Jahren, als man ihn nach seiner kahlen Scheitel, seinem gebogenen Rücken und seiner Mattigkeit vermuthen sollte, dürfet Ihr ihn nicht halten. Er wird die nächste Woche erst sein dreyßigstes antreten.

5.

Melchior.

Ein Rechnensverständiger — und zwar ein Meister in seiner Kunst ist Melchior. In seinen jüngern Jahren war er ein Gimpel, und gab sich mit erotischen Tändeleyen ab. Sie waren matt und schlecht; aber wie köstlich wurde Inamorata überrascht, wenn sie durch ihn dahinter kam, unter dem poetischen Zucker stecke noch etwas Beßres, nämlich die schönsten und schwersten Rechenexempel, die er ihr ebenfalls dedizirt! Man durfte nur aufknacken — was man aber erst von ihm lernen mußte, von selbst konnt' es keiner — so hatte man den Kern. Er hat nicht viel Glück damit gemacht; indeß war's künstlich, und zeugt von guten Fähigkeiten. Er hätte wohl verdient, durch etwas Beßres belohnt zu werden, als durch Sottisen und die Frage: was er da-

mit wolle, wie ein Paar Male geschah — es schlug ihn ganz zu Boden. Seit er klug und gesetzt geworden, verachtet er selbst die kindischen Anschläge, und gesteht, er sey ein Narr gewesen.

Jetzt legt er sich bloß auf das Solide, und rechnet nichts aus, als Sachen von Wichtigkeit. Hier aber weiß er alles geschickt unter Zahl zu stellen. So hat er neulich im Theater, wo er sich über das in Thränen schwimmende Parterr ärgerte, berechnet, was der Staat gewönne, wenn er sämmtliche Akteurs, die drey Stunden, die sie auf dem Theater unnütz verleben, im Spinnhause vortheilhaft unterbrächte, und sämmtliche Zuschauer, die dafür nicht bezahlt zu werden brauchten, da sie ohnehin in der Zeit nichts thun, beym Straßenbau anstellte, und wie viel es in einem Jahre ausmachte, und wie viel in 26⅔ Jahren. Ungeheuer fand er die Kraft- und Geldverschwendung.

Er denkt und träumt in Zahlen, und da er erfahren, daß Pythagoras das Wesen der Dinge in der Zahl gefunden, hält er einiges von Philosophen, und meynt, es sey etwas aus ihnen zu machen, wenn man sie anleite. Sein Kopf läßt sich aufziehen wie eine Uhr, und zeigt die Gedanken ganz richtig in — Zahlen.

Dem gemeinen Wesen wirft er es oft vor, daß es nicht zu rechnen und zu wirthschaften verstehe, da es ganze Schulen voll Kinder dulde, die bloß lernen, und noch immer nicht auf die Abschaffung der Sonn- und Festtage denke, deren Schädlichkeit er schon längst mit den triftigsten Gründen erwiesen.

Gegen die brodlosen Wissenschaften und Künste hat er viel — und mehr als er sagt. Kann man's ihm verdenken, daß er schweigt, wo er so lange in den Wind geredet hat? Indeß hofft er, das Zeitalter werde für Verbesserungen reif werden, und rühmt an der Aufklärung, daß

sie uns über manche Dinge die Augen geöffnet, und gezeigt, daß nichts daran ist, besonders, an der Rührung, am Enthusiasmus und an der Religion, die überall Verwirrung in Köpfen und Berechnungen anrichten, die herrlichsten Speculationen stören, und viele unnöthige Ausgaben verursachen.

Von der Rührung thut er gut dar, sie fresse Zeit und Gesundheit, verständige Leute sollten darüber weg seyn. Er entsinnt sich nicht, daß ihm je etwas dieser Art angewandelt, da er doch in seiner Jugend auch läppisch gewesen.

Den Enthusiasmus findet er fast kindisch und lächerlich. Mit dreyßig Jahren, meynt er, müßte man sich die Hörner abgelaufen haben. Doch gibt es einen gewissen kühlen Enthusiasmus — den juckenden könnte man ihn nennen — den er leiden kann, und von dem er selbst zu Zeiten befallen wird. Wenn er den bey sich verspürt —

BIBLIOTHECA REGIA

und das geschieht, wo er ein gutes Geschäft wittert, wo Einer über's Ohr zu hauen, oder jemand ein Bein unterzustellen ist —: so schmunzelt er, fährt mit den Fingern unter der Nase her, steht auf, reibt die Hände in einander, dreht sich trippelnd auf Einer Stelle herum, und wedelt mit dem Perücken-Zöpfchen und mit den Rockschößen.

Ein wenig wärmer wird er, wenn er für den Wucher spricht, auf den er sich gewisser Maßen legt, denn er ist ein Mann von Ehre, der was er treibt verantworten kann. Er macht's Euch ganz klar, was dabey herauskommt; Ihr müßtet denn zu schwach seyn, oder zu sehr an Vorurtheilen kleben, es einzusehen, worüber er ordentlich Mitleiden mit Euch haben würde.

An der Religion ist's ihm zuwider, daß der gemeine Mann sie hat, daß sie nicht ins kaufmännische Leben paßt, und sich zu viel heraus-

nimmt; auch weiß er sie in seinem Kopfe nicht unterzubringen; und das Ding, was Ihr Euer Herz nennet, kennt er nicht. Er will den sehen, der mit ihr etwas acquirirt. Auf keinen grünen Zweig wäre er gekommen, wenn er sich nicht die Gottesfurcht vom Halse geschafft hätte, was ihm glücklicher Weise nicht schwer geworden. Er hält sich an den besten Atheisten, nähmlich an seinen Associe, der es von seinem ersten Principal, einem Pfefferhändler, hat, daß große Geister nicht viel glauben. Er läßt sich indeß nichts merken, wo nicht gerade der große Geist ihn kitzelt, und tolerirt es gern, daß Ihr ein wenig gewissenhaft seyd — besonders im Handel und Wandel; er accomodirt sich sogar, und beweist Euch was christlich und menschlich ist.

Die Wohlthätigkeit gehört zu seinen stärksten Antipathieen. Er meynt's aber gut. Schon oft hat er vorgeschlagen, die Armuth, diese Pest

der Menschheit, mit Stumpf und Stiel auszurotten — durch Verhungern; wozu er mit Vergnügen das Seinige thut; man folgt ihm zu schlecht. Indeß fiel er doch einmal aus seinem System — in die Weichheit, da er von der Knochensuppe für Arme hörte. Er hatte dabey eigne Bewegungen, murmelte etwas in den Bart vom menschlichen Elend, und überlegt' sich's, ob nicht die Knochenlieferung mit Vortheil zu übernehmen wäre. Man sieht, wie sehr man ihm Unrecht thun würde, wenn man ihm ein menschliches Herz abspräche.

Auf Erfindungen spitzt er sich besonders; er hat selbst einige gemacht, und trägt sich jetzt mit dem Project einer Eßmaschiene für's gemeine Volk, wobey die Finger und Zähne erspart werden, und während des Essens zu etwas anderm zu gebrauchen sind. Er will sie aber nicht eher erfinden, bis eine Akademie oder ein Menschenfreund eine Prämie darauf setzt.

In seinen Nebenstunden treibt er Politik, worin er tiefe Einsichten und einen scharfen kritischen Blick besitzt — wie er überhaupt in allem, womit er sich befaßt eminent ist. Er hat es hinlänglich im Klaren, wo das Uebel steckt, und bemerkt alle Fehler, die gemacht werden. Es wäre längst besser, wenn man ihn benutzte. Aber das Zeitalter verkennt seine Leute, und läßt sie im Dunkeln sitzen.

Seinen Ehestand führt er kläglich. Die dürre Rosine hat er in seinem vierzigsten Jahre geheirathet — sie war schon ein wenig darüber — weil sie für eine gute Partie gelten konnte, und etwas hatte, und er ihr Rechenverstand zutraute, worin er sich auch nicht geirrt. Ein sicheres Hamburgisches Haus hatte sie ihm recommandirt; doch ist er nicht sehr glücklich geworden. Sie hält ihn zu knapp, und hat ihn bey Tische auf halbe Portionen heruntergesetzt, worüber sein

Scharfsinn in eben dem Maße zu Kräften gekommen, als sein Körper davon gekommen. Auch will sie seine politischen Studien nicht leiden, und zankt sie täglich aus. Unglaublichen Verdruß hat er im Hause, aber er trägt's.

6.

Jaques.

Hier bringe ich Jaques. Wie es mit seiner körperlichen Konstitution beschaffen ist, sehet Ihr. Bey starken Winde muß er zu Hause bleiben, damit er nicht umgeblasen oder fortgeweht wird. Das Fahren kann er auch nicht vertragen, wenn man ihn nicht zwischen andre einpreßt, daß er festen Sitz hat; sonst verursacht es ihm zu starke Motion, und er bekommt Uebelkeiten.

Ich will ihn nur gleich hierhin stellen. Es ist beynahe einerley, wo er steht. Platz braucht er wenig, und er wird Ihnen, meine Gnädige, nicht sehr im Lichte seyn, denn er läßt einiges Licht durch — sein Schatten ist kaum zu bemerken, — es rührt aber auch mit daher, daß er Lümieres in sich hat.

Etwas dünnlich ist das ganze Männchen —

an Leib und Seele. Mit einer Stecknadel kann man ihm hinlänglich zur Ader lassen; an der Lanzette müßte er verbluten. Darum bitte ich inständig, mein Fräulein, sich mit Ihren Mordinstrumenten ein wenig in Acht zu nehmen — er könnte ohnmächtig werden — und überhaupt zart mit ihm umzugehen, und nicht zu denken, Sie haben eine starke weibliche Natur vor sich.

Betrachten Sie ihn einmal recht, ob's nicht der Mühe werth ist, daß man etwas für ihn thut. Ist er nicht die Zierlichkeit selbst? Jedes Härchen hat seinen Platz — wie künstlich über die Stirn gelegt! — balbirt wird er nicht, weil es nicht nöthig —. Welche niedliche Fältchen in dem, mit Spitzen besetzten Jabötchen! Das Westchen — wie sauber und kostbar gestickt! das hellgrüne Röckchen — wie knapp es anliegt! man begreift nicht, wie er sich darin bewegt; die kleinen goldenen Schnallen — wie fein gearbeitet! Dieses allerliebste Hütchen unter dem

Arme —! Sie könnten es mit seinen Stiefelchen, die er aber nicht anhat, — denn er weiß was sich schickt, — und überhaupt selten trägt, in ihrem Strickbeutel unterbringen, ohne daß es Sie eben incommodirte. Sie werden schon deßwegen kein Stäubchen auf seinem Kleide finden, weil es ihm drücken würde, denn er ist überaus sensibel.

Jetzt hebt er die Hand in die Höhe — welche Grazie! wie abgemessen die Bewegung — und doch wie leicht, wie natürlich! Jetzt berührt er Ihre Hand; aber Sie werden's nicht gewahr, denn er tippt nur, Sie glauben, ein Papierchen sey Ihnen auf die Hand gefallen, oder ein Lüftchen fahre darüber hin — Sie irren, es sind zwey Finger von ihm.

Jetzt geht er — nein, er geht nicht, er schwebt, leise in Wellenlinien sich hebend und senkend; Sie sehen die Sohle seines Fußes, und

wissen nicht, wie Ihnen geschieht; hier hat's indeß Mühe und Schweiß gekostet.

Jetzt spricht er. Vernehmen Sie diese Silbertöne — dann dieses Lispeln — dann dieses Säuseln? es ist alles von Jaques; diese sanfte Oeffnung des Mundes! Diese Worte — in Licht und Aether getaucht! Die holdesten Bilder und Blüthen, aus poetischen Taschenbücher aufgesammelt, umflattern Sie. Und die Gedanken — wie zart gehalten! wie fein nüancirt! wie keusch berühren sie die Gegenstände, nur ihren geistigen Duft in sich aufnehmend, was für gröbere Sinne ganz verloren geht! weßwegen er auch so wenig verstanden wird. Aus Mondschein sollte man glauben seyen sie gewebt. Indeß jucken sie ihn bis in die Fingerspitzen, weil das Männchen so reitzbar ist. Sie sollten ihn erst hören, wenn er mit Gefühl spricht, er will weich vergehen, sein Wesen in Hauch sich auflösen.

Gemüth haben Sie wohl von ihm erwartet,

und merken es ihm nun auch gleich an; denn verbergen kann und will er es nicht. Kann etwas gemüthvoller seyn, als die Unterhaltung, worin er eben mit Ihnen begriffen ist? Aber Sie verwirren ihn jeden Augenblick mit ihren blitzenden Augen, daß ihm das Gemüth in's Herz fährt; dann ist's aus damit, und Sie haben ihn entweder im schmelzenden oder im girrenden Tone. Sie müssen ihn auch nicht auf Sachen bringen, die ihn zu sehr angreifen. Fragen Sie ihn nach seinen Beschäftigungen, nach seiner Lebensweise; erkundigen Sie sich, wie er gestern soupirt, wie er die Nacht geschlafen, wen er bey N — s getroffen, ob es nichts Neues gebe, ob er viel träume, was er von der Poesie des Südens halte, was er von der Frau von L. denke: und er wird Ihnen Aufschlüsse ertheilen, in denen das Gemüth fingerdick liegt. Er ißt und trinkt, er kleidet sich an, legt seine Haare zurecht, besieht sich im Spiegel, und

wiegt sich auf den Absätzen — alles mit Gemüth. Gemüthlose Menschen erträgt er schwer; dumme leidet er eher. Er hat eine gemüthliche Art, alles zu behandeln, die ihm kein Mensch nachmacht.

Von der Rührung leidet er unbeschreiblich. Sie dürfen nur das Wort aussprechen, so bekommt er Gefühlsbebungen. Gern gesteht er Ihnen, daß er ein zu weiches Herz hat, und daß alles ihm zu mächtig wird; aber kann er's ändern? Erblickte er Ihr schönes Auge naß: er würde zerfließen in süße Thränen der Sympathie und der Wehmuth, Sie seine sanfte Seelenschwester nennen, und zu Ihren Füßen sterben wollen, wenn Sie ihm nicht einen bessern Platz zum Verschmachten einräumen. Treiben Sie es weit mit ihm, und legen es darauf an ihn zu rühren: so riskiren Sie, daß er in Krämpfe fällt, und Ihnen unter den Händen bleibt. Sie hätten's zu verantworten. Den Mond und Musik

hält er nicht aus. „Närrchen fasse dich,“ sagte neulich Balthasar im Konzert zu ihm, „du bringst dich um.“ Kaum kann ich Ihnen einige kleine empfindsame Gedankenstreifereyen mit ihm gestatten.

Ich wünschte, daß Sie besonders seine zärtlichen Empfindungen mehr schonten. Sie haben schon zu starke Eindrücke auf ihn gemacht. Merken Sie denn nicht, wie es anfängt ihn zu überwältigen? Ach, Sie kennen dieses Herz nicht, sonst hätten Sie Mitleiden. Sie werden ihn zu Grunde richten, wenn Sie fortfahren, sich in dem ganzen Reitze ihrer Liebenswürdigkeit zu zeigen, und Einen Zug Ihrer schönen Seele nach dem andern zu enthüllen. Warum müssen Sie ihm denn in der Glorie der Göttinn erscheinen? Ich weiß, Sie lassen ihn stecken, wenn er bis unter die Arme im Feuer sitzt; Sie wollen nur Ihr Spiel mit ihm treiben, und ihn martern. Könnten Sie sich mit der ange-

beteten Sterblichen begnügen: Sie hätten lange an ihm — und zwar viel; er würde seine Seufzer an Sie adressiren, Sie besingen, Ihren Strickbeutel tragen, Ihren Stuhl verwahren, Ihnen bey der Toilette aufwarten, Ihre Morgen-Billets bestellen — eifersüchtig ist er gar nicht, sondern guthmüthig, wie ein Kind — es stände bey Ihnen, Ihre Launen an ihm auszulassen, ihn zu bescheiden und wegzuschicken, wann es Ihnen gefällt, und sich allen möglichen Spaß mit dem Püppchen zu machen.

Gegen übermächtige Empfindungen sichern Sie sich leicht; Sie dürfen ihm nur bey Zeiten Gelegenheit geben, sie zu zergliedern, und ihm gestatten, sie ihnen Stückweise zu präsentiren. Er hilft sich oft damit, wo es ihm übernimmt.

Was hätten Sie hingegen davon, wenn er sich aufriebe? Sie sind zu gut, als daß dies Ihre Eitelkeit kitzeln könnte.

7.
Balthasar.

Da kommt Einer herein gestolpert, dem Ihr wohl etwas Platz machen werdet, denn er hat viel nöthig, und geniert sich nicht gern. Die Straßen sind ihm alle zu enge, und es scheint sehr, als ob er gesonnen sey, über den Haufen zu rennen, was ihm im Wege steht. Indeß ist es so böse nicht gemeynt; er läßt sich sagen, und nimmt Gründe an, wenn Ihr sie ihm nachdrücklich gebet. Ihr dürfet auch nicht besorgen, daß er über sich selbst falle; er weiß sich zu helfen, und die Sache ist lange nicht so gefährlich, als man glauben möchte.

Die Fässer, die er an den Füßen schleppt, sind seine Stiefel. Man könnte den Kleinen, den Ihr schon kennet, mit hinein stecken; er würde doch noch heraus sehen. Ihr begreifet,

wie er damit nicht gut fort kann. Wegen des Ziegenbärtchens, das er unten am Kinn trägt, merke ich, haltet Ihr ihn für einen Israeliten; aber Ihr irrt, er ist ein Christ, er hat es nur für sein Plaisir wachsen lassen, und weil es ein männliches Ansehen gibt. Ihr dürfet daraus bey ihm eben so wenig, als bey jenem vorläufig auf Muth und Tapferkeit schließen; es wird sich zeigen. Doch könntet Ihr, obgleich er es nicht auf Händel anlegt, an seinem Poltern gewahr werden, er sey kein Jude.

Ich brauche Euch nicht zu sagen, daß er keine Manieren hat — oder doch schlechte. Er macht sich nichts daraus; im Gegentheil wird's ihm lieb seyn, wenn Ihr seine Sitten für roh erklärt. Sie waren es von Natur, weil er keine Erziehung gehabt; und da er nicht hoffen konnte, sie in die Höhe zu bilden, so hat er sich unsägliche Mühe gegeben, sie herunter zu arbeiten,

wobey ihm auf der Akademie die besten Muster vor Augen gewesen.

Er hätte jetzt große Lust, den Damen etwas Schlüpferiges — bloße Zweydeutigkeiten sind ihm zu schaal, er überläßt sie gern duftenden Weichlingen — und einige Sottisen zu sagen, auch möchte er mit dem Kleinen anbinden, an dem er immer zupft und zerrt, und der sich schon zwischen die Frauen verkrochen hat, wo er sichrer zu seyn hofft. Aber da in der Ecke steht ein Mann, der ihm fatal ist, und alles nicht leidet. Der Mann hat weder Bärtchen am Kinn, noch Fässer an den Füßen, sondern bloß etwas in den schwarzen Augen, womit er den Helden in Unordnung bringt, sobald er ihn ansieht. Der Kleine merkt's, und schöpft Luft; er wird am Ende noch ganz keck werden, und dem Grobian unter die Füße laufen.

Balthasar hält sich unterdessen still. Er hat sich auf einen Stuhl gelagert, und die Beine

von sich gestreckt, ob etwa jemand unvorsichtig sey, und darüber strauchle; doch wird er sie einziehen, falls der Teufel den Mann in der Ecke plagen sollte, näher zu kommen. Noch schmeichelt er sich mit der Erwartung, dieser werde sich früh empfehlen, und ihm freyes Feld lassen; sonst wird er's thun, das hat er sich fest vorgenommen, so ist's nicht auszuhalten.

Ihr würdet ihm einen großen Gefallen erzeigen, wenn Ihr etwas von Cäsar oder Alexander an ihm finden wolltet, und ihn einen Bramarbas, einen Eisenfresser nenntet.

Jetzt ist er aufgestanden, und erzählt den beyden dort im Fenster, denen er leicht zu imponiren denkt, wie er täglich Händel und Raufereyen habe, und niemand ungeschoren lasse, wie man überall den Balthasar kenne und scheue, wie er den Teufel selbst oft genug herausgefordert, der jedoch ausbleibe, wobey er rasend flucht, und noch zwanzigen die Hälse zu brechen

droht. Er lügt aber alles, und schielt immer nach dem Manne mit den schwarzen Augen in der Ecke, und verändert gleich den Ton, wenn's dort nicht ganz richtig ist. Es wird wohl dabey bleiben, daß er ein Paar Male wegen nächtlichen Unfugs auf die Wache gebracht werden mußte, er hatte aber niemand etwas zu Leide gethan.

Nun prahlt er mit seiner Liederlichkeit, wie er sich keinesweges schone, sondern ruinire, wie er es in diesem Stück mit jedem aufnehme, und es auch schon in allen Knochen fühle. Daran kann etwas seyn, aber es ist sicher nicht so viel, als er daraus macht.

Sonderbar, daß er gerade von dem schweigt, wovon das meiste Wahre zu sagen wäre, von seinen Schulden, deren er voll steckt. Unter seinen Kameraden, die es wissen, scherzt er oft fein darüber, und vertraut ihnen, daß er willens, da er nun bald verscheide, seinen Creditoren

sein Cadaver zu verschreiben, das sie auf der Akademie verhandeln könnten, um zu den Ihrigen zu kommen. Ueberhaupt ist er hier, wo man ihn kennt, nicht so fürchterlich, als anderwärts, sondern meist pudel-närrisch.

8.
Kilian.

Vor zwölf Jahren war Kilian Schuhputzer, und avancirte zum Lackey; vor zehn Jahren schaffte er sich einen kleinen Handel mit Feuersteinen, Aepfeln und einigem Zubehör an.

Zwey Jahre später hatt' er es so weit gebracht, daß er eine schmutzige Wirthschaft etabliren konnte, bey der er sich gutes Zuspruchs erfreute, und sich Gönner erwarb. Darauf übernahm er Lieferungen, wodurch er ein steinreicher Mann geworden.

An seiner Stirn' merket Ihr, daß er sicher ist, und sich fühlt, und Euch hinlänglich verachtet. Wenn Ihr die aufgezogene Oberlippe, die leise gerümpfte Nase, das funkelnde Auge, und die Einschnitte zwischen den Augenbraunen ansehet: so glaubet Ihr, er wolle Euch etwas

befehlen oder Grobheiten sagen; es ist aber nichts als veredelte Lackeyen-Impertinez, in die das Bewußtseyn des vornehmen Mannes herein gefahren. Zudem hat er sich diesen Mittag einiger Maßen überladen, und zu schlecht verdauet, was ihn jetzt so incommodirt und scheert, daß er zuweilen ganz des Teufels werden möchte, da er es schon halb ist.

Wir wollen ihn einmal in's Auge fassen. Da steht er, fest, wie eine Säule — die Beine aus einander gespreitzt — das rechte etwas vorwärts — Brust und Bauch, doch nicht beträchtlich, herausgebogen, der Kopf um eben so viel zurück — die linke Hand in den Beinkleidern, die rechte im Busen, wo er sich von Zeit zu Zeit ein wenig kratzt, weil es ihn da juckt. Er spricht mit jemand, dem er aber die Seite zugewendet, weil er nichts nach ihm fragt, und sieht sich unterdessen frey um, ob man auch auf ihn achte, und ob wohl jemand da sey, der an

ihn reiche, oder den er beyläufig zu Morgen auf ein Unteruns zu Tische bitten könne. Sollte man ihn sehr bemerken, so will er thun, als sey's ihm einerley, da er dessen längst gewohnt. Seinem Nachbar, mit dem er sich unterhält, wirft er die Worte nachlässig hin, und verspricht sich oft, da er zu schlecht attendirt. Vieles hört er kaum, oder nicht recht, und antwortet gleichgültig — indem er sich noch mehr nach der Seite wendet — oder falsch. Zuletzt antwortet er gar nicht mehr, weil er es nicht der Mühe werth hält, und der andre bereits genug an ihm gehabt.

Damen von Stande, die sich auf seine Feinheiten nicht verstehen, ästimirt er erbärmlich wenig. Weil er sich gewisse Dinge noch immer nicht abgewöhnen kann, so ist er ein Paar Male, wo er sich in seiner Manier zu insinuiren suchte, übel angelaufen. Man hat sich, so zu sagen, unhöflich gegen ihn ausgelassen, und er hat's

wieder erfahren, daß man ihn für abgeschmackt, ungeschliffen und massiv erklärt — Eine hatte ihn gar einen Bengel genannt — und er trägt's nach. Auch hat's ihn bitter verdrossen, daß auf dem glänzenden Balle, den er neulich gegeben, nicht mehr als drey erschienen waren. Der Narr hätte sich auf die Zahl der Grazien etwas zu gute thun können.

Seitdem hat er sich wieder an den Elias gewendet, dem er seine ehemalige Wirthschaft überlassen. Da ist er besser gelitten, und amüsirt sich gut, und polirt sich täglich ohne sich zu geniren.

Man kanns ihm nicht absprechen, daß er Witz hat und ihn kultivirt. Der Witz ist nur von besonderer Art; nicht jedem ist es verliehen, das Salz darin zu schmecken, und nicht überall kann er ihn produziren. Er lief schon einmal Gefahr, Ohrfeigen dafür zu bekommen. Ganz ungemein liebt er gewisse Anspielungen. Wenn

er verblümt seyn will, worauf er ganz erpicht ist, wird er entweder äquivok oder zu dunkel oder zu klar. Ich wollte er stünde davon ab, er kann noch Verdrießlichkeiten davon haben. Doch gibt es Leute, die seinen Witz fassen, und ganz toll werden wollen über den Spaßvogel, und die den Mann überhaupt zu schätzen und zu genießen wissen.

Er besitzt ein Kunstkabinet, womit man ihn aber über's Ohr gehauen, denn es ist erbärmlich, und nicht den zwanzigsten Theil von dem werth, was er dafür bezahlt hat, er compromittirt sich ordentlich damit.

Auf seinen Reisen und in die Bäder wird er von einem versoffenen Musikus, und von einem hungrigen Magister begleitet, die er füttert und frey hält; und die ihn dafür bedienen und amüsiren. Der Magister nennt ihn seinen Mäzen, und besingt ihn, und macht ihn mit Ge-

lehrten bekannt. Es ist zu bedauern, daß er nicht schreiben kann; er geräth dadurch oft in Verlegenheit. Mit dem Lesen geht es zur Noth. Aber seine Frechheit hilft ihm überall durch.

9.

Gottlieb.

Hier hab' ich Einen, von dem ich Euch zu rathen geben könnte, wie er heißt. Ihr rathet's nicht, darum will ich's Euch gleich sagen; er heißt Gottlieb. In seinem Taufschein steht Michon. Weil er aber sehr für's Teutsche und für die neueste Frömmigkeit eifert, und das Französische nicht erträgt — es überläuft ihn kalt, wenn Ihr ihn Michon nennet — so hat er sich den Nahmen Gottlieb selbst zugeeignet, unter welchem er auch seine Sonette und Elegien herausgegeben, die indeß nicht mehr zu haben sind; ich habe in allen Buchläden und Butterkellern darnach herum gefragt — denn es war mir daran gelegen, den Mann ganz zu kennen — und nichts aufgetrieben; man wollte nirgends etwas von ihnen wissen. Die Welt besitzt sie aber, und ist

rasend darüber her gewesen, eine unglaubliche Menge von Exemplaren hat sie verbraucht. Die kritischen Blätter haben aus Neid davon geschwiegen, sie hätten nach Gewissen mehr loben müssen als sie geneigt waren.

Das alles hat er selbst mir vertraut, wie auch, daß niemand anders als er der Gottlieb sey, und daß er nächstens mit ganz andern Werken das Publicum zu überraschen und sich auf die Nachwelt zu bringen hoffe. Hier ist er Willens sich Micha zu unterzeichnen — nach dem Propheten. Die Welt soll nicht wissen, woran sie ist, und sich wundern, daß sie nicht auf ihn gefallen, wenn er's nun nicht länger verbirgt, unter dem Micha stecke verkappt der bekannte Gottlieb, obgleich gute Köpfe ihn gewiß wittern. Er denkt sich's oft, wie mancher ganz verblüfft sagen wird: ist das der? den kenne ich ja; mit dem habe ich ja schon eine Partie Billard gespielt, nnd eine Pfeife Taback geraucht.

Gottlieb getraut sich zu behaupten, daß wir Teutsche etwas sind, und Poesie haben nebst etlichen Philosophen, die er studiert, und zu denen er einiger Maßen mit gehört. Er kann zwar nicht bergen, daß es uns zur Zeit noch an einer Literatur fehlt, was ihn genug schmerzt; er tröstet sich aber hinlänglich mit dem, was wir zu erwarten haben, und was er selbst zu liefern fest entschlossen ist. Und wenn er einigen klassischen Autoren einräumen muß, daß uns Luther wenig zur Ehre gereicht, ja in etwas zur Schande: so hebt er sich und uns wieder mit Jakob Böhm, den uns niemand absprechen werde, und der alles wieder gut mache.

Sein Uebertritt zur katholische Kirche, womit er die evangelische oft bedroht, ist noch nichts Gewisses; er will sich's noch ein Jahr überlegen, und sehen, was andre thun. Die Sache verhält sich eigentlich so: er kann noch nicht recht dahinter kommen, ob er etwas glaubt

oder nichts. Ungeachtet seiner Frömmigkeit, möchte er zuweilen wetten, er sey ein Atheist. Durch den Bücherverleiher, dem er sich decouvrirt, habe ich es erfahren, daß er sich zu der neuen poetisch-philosophischen Schule zählt, und etwas darin gelernt hat, aber nicht herausbringen kann, wie sie manches meynt. So viel ist ausgemacht, daß die Aufgeklärten dumm und irrgläubig und gottlos sind, und daß Servet verbrannt werden mußte, weil er die Dreyeinigkeit nicht statuirt. Dafür kann er Autoritäten aufweisen, die gut sind. Aber da schlägt's ihn wieder vor den Kopf, wenn er hört: Gott sey das Universum oder die Indifferenz der Natur und des Geistes, und eigentlich noch nicht fertig, doch sehr im Werden, daß man hoffen könne er werde bald seyn. Er vermag nicht zu läugnen, daß Alles eins und nichts, und das Nichts alles, das allein Wahrhaftige, und die Welt keinen Schuß Pulver werth ist, weil sie schlech-

ter und weniger als nichts, und daß Gott an der Welt krank liegt, und sie mit sich aussöhnt, um zu genesen. Aber wie soll er's reimen? Kurz er ist wie vernagelt, und weiß nicht aus noch ein.

Uebrigens hat er im Aberglauben bereits einige Fortschritte gemacht, und bey dem Fleiße, womit er sich darin übt, ist aller Anschein da, daß dieser die Oberhand bey ihm behalten werde, wenn es nicht etwa zum gütlichen Vergleich kommt. Er hat es längst auf dem Reinen, daß die Sterne selige Thiere sind und den Menschen regieren, auch ficht er für sympathetische Kuren und die Clairvoyance.

An der neuen Mystik würgt er sich, daß es einen Stein erbarmen sollte, und würgt nichts herunter. Von der Psychologie spricht er indeß schlecht und mit ungemeiner Verachtung, man will aber behaupten, er verstehe davon nichts, was ich dahin gestellt lasse. Die Wörter:

Identität, absolutes Wissen, Indifferenz, Potenz, Idee, Organismus, Leben im Ganzen, sind ihm nebst mehreren andern geläufig, und er gebraucht sie mit Glück. Seit einiger Zeit treibt er auch das Kindliche stark — und nicht ohne Erfolg; wobey ihm seine natürlichen Anlagen nicht wenig zu Hülfe kommen; denn er hat viel von dem, was man wohl, um sich eines Spitznahmens zu bedienen, läppisch nennt.

Im Grunde ist Gottlieb ein Schaaf — aber boshaft. Er weiß es selbst, daß er dumm ist, und thut sich einiges darauf zu Gute, und benutzt dieses Talent, die Leute damit zu ärgern. Merkt er nämlich, daß Ihr verständig seyd und auf gesunde Vernunft haltet, so sagt er Euch eine platte Ungereimtheit, und versichert, dem sey so, und vertheidigt sie, falls Ihr Euch einlasset, mit noch ungereimtern Gründen, oder mit solchen, die gar nicht zur Sache passen. Ihr ereifert Euch; darauf hat er eben gewartet;

nun treibt er es immer weiter bis zum tollsten Unsinn. Wenn Ihr endlich übersprudelt, so stellt er sich, als sey's nur sein Spaß gewesen, und hebt sich über Euch, bedauert Euch, daß Ihr so einfältig seyd, und erzählt es überall, wie er Euch zum Besten gehabt.

Ueberhaupt hat er's hinter den Ohren — und Tücke von ganz eigner Art. Er steckt immer irgend, wo Ihr ihn nicht suchet. Ihr möget wohl gegen ihn auf Eurer Hut seyn, und dem ehrlichen Schaafsgesichte nie trauen. Weil er sich darauf verläßt, daß Ihr ihn für dumm haltet, so treibt er sein falsches Spiel ziemlich offen, und hat Euch, ehe Ihr Euch dessen versehet, so gefaßt, daß Ihr lange an ihn denket.

Jetzt geht es ihm schlecht. Seine ganze Habe trägt er am Leibe, und stellet Ihr ihn auf den Kopf, so fällt nichts aus seiner Tasche, als ein altes Feuerstahl. Er würde es Euch Dank wissen, wenn Ihr ihm auf sein nächstens heraus-

zugebendes Werk etwas vorstrecken, oder ihm diesen Mittag zu essen geben wolltet; denn außer einem Paare magerer Sonette, die er sich selbst angewärmt, hat er heute noch nichts Warmes genossen. Wie abgerissen er ist, sehet Ihr, überall' guckt Weißes hervor. Die Weste wäre noch passabel, aber er hat schon einige Groschen darauf geborgt, und wird sie ehestens abtreten müssen. Den Knittel, welchen er führt, hat ihm ein Buchhändler geschenkt. Viel Geld dient ihm indeß nicht, denn er verfrißt und versäuft's gleich, daher er auch in diese desolaten Umstände gerathen.

Ueber seine Lebensart, wäre sonst noch manches zu sagen; aber Ihr vermuthet alles, und es verhält sich wirklich so, wie Ihr denkt.

Den übeln Geruch im Munde hat er davon, daß er beständig Taback kaut, womit er sich zur Poesie schärft und in Rage bringt.

Daß er nicht mehr auf Reinlichkeit hält,

und weder Haare kämmt noch Nägel beschneidet, könnte man ihm wohl zum Vorwurfe machen, wenn's Faulheit wäre; aber es ist bloß eingeimpfte Genialität, er hat's von einigen aus seiner Schule angenommen.

10.
Albin.

Den Albin finden sie verliebt, meine Gnädige — und zwar in Sie. „In mich?“ fragen Sie. Allerdings in Sie selbst — und in noch ein Dutzend andre. Machen Sie sich aber deßwegen keine Sorge; sein Herz ist geräumig, und Sie können alle bequem darin untergebracht werden; es wäre wohl für noch mehrere Platz, indeß beschränkt er sich zur Zeit auf dreyzehn, weil er gerade so viele kennt, die seiner Liebe werth sind, ohne zu bedenken, daß Eine sterben muß. Er richtet Sie hier auch so ein, daß keine die andre geniert; jede hat ihr besonderes Zimmer, und er hält die beste Ordnung. Mehr als dieses bekommen Sie ohnehin nicht, wenn Sie ihn auch disponiren können, die übrigen herauszuwerfen. Die andern Zimmer sind nicht logabel für Sie, und er muß sie

für neue Gäste offen halten, die unaufhörlich eintreffen.

Lassen Sie mich ohne Bild von der Sache eden. An der A. — erlauben Sie, daß ich Ihnen die wahren Nahmen Ihrer Nachbarinnen verschweige — liebt er die schwarzen, feurigen Augen — an der B. die sanft-tiefen blauen — an der C. den frischen, blühenden Teint mit dem Ausdrucke der Lebhaftigkeit — an der D. den blassen mit dem leisen Anhauche von Schwärmerey im Gesicht — an der E. den schlanken Wuchs mit der edeln Haltung — an der F. den üppigen Embonpoint — an der G. das holde Lächeln und die allerliebsten Grübchen in den Wangen — an der H. das muntre, schalkhafte Wesen — an der J. die süße Naivetät — an der K. ihre leichte Fröhlichkeit und die witzigen Einfälle — an der L. den schön geformten Kopf mit dem grichischen Profil — an der M. wenig, die niedliche Hand — an Ihnen das Meiste,

nähmlich, außer den Rosenlippen und den Lilienarmen, den stillen Liebreitz, die angenehme Freundlichkeit und die schöne Seele.

Auch verlegt er seine Liebe nach Monaten; jeder Monat hat seine regierende Königinn, die andern sind so lange verwittwete oder Hofdamen, denen er jedoch seine Huldigungen nicht ganz entzieht. Im May hat er zu viel Liebe für Eine, darum müssen sich zwey darein theilen, so finden Sie alle dreyzehn Ihr Unterkommen. Wie er's macht, wenn das Personale stärker wird, weiß ich nicht zu sagen. Ihnen gehört einmal für immer der Junius ganz. Sind Sie damit zufrieden? Die E. und die G. fallen in die Hundstage, wo seine Liebe entsetzlich matt ist. Der F. hat er den Dezember angewiesen. Von den übrigen entdecken sie wohl selbst, wie sie placiert sind.

Die Beschaffenheit seiner Liebe richtet sich nach den Gegenständen derselben; so unterscheidet

man gegenwärtig bey ihm dreyzehn Arten von Liebe: eine feuchte — eine trockne — eine laue — eine heiße — eine glühende — eine stumme — eine beredte — eine hölzerne — eine ätherische — eine seufzende — eine lustige — eine freche und — eine verschämte, die still anbetet, das ist die Ihrige. Bey einigen von Ihnen bleibt sein Herz im Stande — bey einigen löst es sich weich auf — bey einigen bröckelt es mehr auseinander — bey einigen steht es ganz unter Wasser, bey einigen in vollen Flammen. Einige von Ihnen liebt er am meisten wenn er sie sieht, andre wenn er an sie denkt — einige zu Hause, andre wenn er spatzieren geht — er thut's aber selten — einige im Theater, andre wenn er träumt. Das Schlimmste bleibt, daß es Zeiten gibt, wo er Ihnen allen nicht recht treu ist: denn er unterhält noch einige solidere Verbindungen, worüber er Sie zuweilen ein wenig versäumen muß. Unterdessen behalten Sie in sei-

nem Herzen Ihren Platz; es sollte nur ein wenig frische Luft durch gelassen werden, und Sie ziehen gleich wieder ein.

Uebrigens brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß einige unter Ihnen parterre, andre in der dritten und vierten Etage logirt sind, wo sie reine Luft und freye Aussicht haben. Sie, meine Gnädige, bewohnen die belle Etage, wo er selbst sich gewöhnlich aufhält.

Unmöglich kann er allen auf gleiche Weise seine Liebe zu erkennen geben. Es liegt in der Natur der Sache, daß er bey der Einen schmachtet, bey der andern brennt, bey der Einen Possen treibt, bey der andern Verse macht, daß er bey der Einen läppisch, bey der andern gesetzt ist, mit der Einen sprudelt, mit der andern tändelt, mit der Einen sich in höhere Gegenden aufschwingt, der andern kleine Geschichten erzählt. Aber es kommt auch viel darauf an, was Sie für Launen haben, und wie Sie ihn behandeln.

Hoffentlich werden Sie nicht spröde und vornehm gegen ihn thun. Es könnte ihm dermaßen in den Kopf fahren, daß es von dort in das Herz herunterschösse, und Sie, ehe Sie sich dessen versehen, um Ihr warmes Stellchen wären.

So, wie bey ihm kämen sie schwerlich wieder unter. Es wäre zu wenig, wenn ich sagte, man bewirbt sich um ihn; ich darf kühn behaupten, man reißt sich um ihn — und er kennt seinen Werth und schätzt ihn, als ein Mann von Ehre, höher denn Sie alle, was Sie ihm nicht verdenken werden.

Er ißt erstaunlich wenig, und betrinkt sich nie; äußerst sauber hält er sich in der Kleidung, und wäscht sich alle Stunden; er liest die besten Romane, wovon sein Geist die lieblichsten Blüthen treibt; er sagt Ihnen alles in den verbindlichsten Ausdrücken, mit den feinsten Wendungen; er hat Lebensart und Welt; er ist aufmerksam auf Ihre kleinsten Wünsche, und präsentirt

Ihnen den niedlichsten Discours; er besitzt eine Menge schöner Sachen, womit er Sie amüsiren kann, Etuis, Riechfläschchen, Pommadenbüchsen, Schminkdöschen, eine Sammlung von Scheeren und Fingerhüten in allen Formen, ein kleines Puppen-Theater, einige hübsche Kupferstiche und acht Paar Spornen — doch reitet er nicht — alles auf das künstlichste gearbeitet. Seine Figur, wie Sie sehen, bezaubert.

Der Mann ist fertig von Kopf bis zu Fuß. Er hat nichts weiter an sich zu thun, als ein wenig aufzuputzen, für seine Draperie zu sorgen, sich in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, und sich von der Welt loben zu lassen.

Ungemein gefällt er sich, niemand gefällt ihm besser; und wer könnte ihn so gut beurtheilen, als er selbst? Darum ist er auch gewiß, überall Effekt zu machen; daher die edle Dreistigkeit in seinem Benehmen, daher dieses freundliche Lächeln, womit er sich im Spiegel betrachtet, und von

Ihnen mustern läßt. Nur hier und da findet er an der Meynung, die die Welt von ihm hat noch etwas zu verbessern und ihr in die Höhe zu helfen, dessen er sich auch nicht weigert.

Sie wissen indeß selbst, daß er unwiderstehlich ist, und er weiß es längst, daß er an Ihnen eine Eroberung gemacht, und daß Sie mit Leib und Seele sein sind. Er hat es vorher gesagt, daß es so kommen würde, ehe Sie ihn kannten. Und hat er nicht Recht gehabt?

II.

Louis.

Den Louis bitte ich nicht lange aufzuhalten, er hat große Eile. Noch eine Stunde braucht er, sich umzukleiden, und man wartet schon an drey Orten mit Schmerzen auf ihn; die bittersten Vorwürfe wird er bekommen — natürlich, ohne ihn wäre nichts Gescheutes anzufangen, um ihn her agiren die Personen, und von ihm geht alles aus, die Seele von allem ist er. Er entzückt, und bezaubert schon durch seine Gegenwart; gibt er sich erst einige Mühe, so hält niemand seine Liebenswürdigkeit aus. Ihr könnet es von ihm selbst erfahren, wenn Ihr es mir nicht glauben wollt, daß ich nicht übertreibe. In diesem Puncte habt Ihr eine ehrliche Haut an ihm, die alles gesteht.

Täglich muß er es hören, daß er sich zu rar

macht. Aber wie soll er's anfangen? Hat man ihn nicht überall nöthig? Läuft er nicht vom Morgen bis zum Abend — aus Einem Hause in's andre; kaum daß er Zeit für seine Toilette findet. Wahrlich die Welt verlangt zu viel von ihm; er erliegt. Verdenken will er es der Welt zwar nicht; indeß sollte die Welt es selbst einsehen, und ihm seine Bemühungen Dank wissen, statt ihm Chagrin zu verursachen.

Mit Gewalt hat er sich bey E—s losgerissen, wo er eben herkommt, und jetzt steckt er in der größten Verlegenheit, wie er sich diesen Abend vertheilen soll; denn wegbleiben darf er nirgends, es würden Derangements entstehen, man würde hin und her rathen, womit man ihn vor den Kopf gestoßen haben könnte, oder es ihm lange nachtragen. Jeder andre möchte eher fehlen.

Er denkt es so einzurichten. Bey F—s bedauert er gleich, seines Lebens so wenig froh zu

werden; in der Freude, den Abend hier so angenehm zubringen zu können, habe er vergessen, daß er bey H—s schon engagirt gewesen, wo man Fremde, die ihn kennen zu lernen wünschen, auf ihn vertröstet; es sey sein finstres Geschick, überall zu beleidigen, er hoffe man werde ihn das nicht entgelten lassen, woran er schon zu sehr leide; indeß habe er sich nicht ganz entziehen wollen, schon sein Herz gebiethe ihm, ein halbes Stündchen zu verweilen. Bey H—s läßt er sich durch seinen Bedienten abrufen, weil Se. Excellenz, die sich bey L—s befänden, ihn in einer wichtigen Angelegenheit durchaus sprechen müßten. Morgen entschuldigt er sich bey H—s, Se. Excellenz hätten nur mit ihm gespaßt, wie Sie wohl zu thun pflegten, und den Kniff gebraucht, weil er sonst nicht zu haben sey; „so haben wir Sie doch, lieber Q.,“ hätten, gleich beym Hereintreten, freundlich lächelnd Se. Excellenz gesagt, und ihm dabey leise auf die Ach-

seln geklopft. Der Plan ist gut, und er führt ihn aus.

Im Konzert wird man ihn auch vermissen, aber darüber ist er gesonnen sich hinwegzusetzen.

Der Treffliche gestattete es gern allen, sich satt an ihm zu sehen und zu hören, wenn's anginge. Da es aber nicht angeht: so ist er immer darauf aus, der Welt in der kurzen Zeit den größten möglichen Genuß seiner Vortrefflichkeit zu geben. So hat er sich nun schon dreymal für sie umgekleidet und von neuem parfümirt, und seine Schuld ist es nicht, daß es nicht noch einmal geschieht, die Zeit drängt ihn zu sehr. Für sie hat er diese graziösen Stellungen und dieses bewunderswürdige Mienenspiel einstudirt, sich dieses bezaubernde Talent zu erzählen erworben, und seinem Geiste diese hohe Bildung gegeben. Für sie unterhält er diese weitläuftigen Connexionen; er gönnt sich der Welt, er will die Welt in Rapport setzen, die

Welt soll erfahren, daß sie Leute hat, die man ästimirt. Sie erkennt nur alles zu schlecht.

Man sagt, er höre sich selbst zu gern; Possen, die Welt hört ihn gern, ihn freuts nur, zu ihrem Besten etwas thun zu können. Wenn er spricht, kann niemand zum Worte kommen. Allerdings, aber wer hat den Vortheil davon? Versteht ein andrer es so zu führen? und müßte er nicht schweigen, wenn andre reden sollten?

Es darf Euch nicht befremden, daß er viel von sich selbst spricht, alles auf sich zu beziehen weiß, seine Vorzüge und Verdienste oft in Erinnerung bringt, daß er nicht verheimlicht, wie er Sensation mache, wie man ihn distinguire, und welche Lobsprüche er unter vier Augen und öffentlich eingeerntet. Kann er von etwas Bedeutenderm und Bessern sprechen, als von sich? kann er der Welt einen größern Gefallen erzeigen, als indem er ihr ihren Liebling nennt und schildert, von dem sie gern alles wüßte? und

was

was würde sie wissen, wenn er schwiege? Ist nicht ein großer Theil der Welt für gewisse Dinge ganz blind? Muß man ihr nicht in die Ohren schreyen, damit sie nur etwas merke? Gibt es nicht sogar Leute, die von seinen am meisten in die Augen springenden Vorzügen nichts wahrnehmen? Kurz er sacrificirt sich ordentlich, und setzt sich der Gefahr aus, für einen Windbeutel gehalten zu werden. Davon, daß man ihn wirklich dafür hält, und für einen Pinsel und Narren dazu, ahnet die gute Seele freylich nichts. Sie würde sich zwar nicht betrüben, aber schrecklich erboßen, und die Welt verachten.

Ich kann zwar nicht läugnen, daß er einige Blößen zeigt, deren wegen ich in Verlegenheit bin, ihn vor Spöttern zu retten: seine Geschichten, besonders die, in denen er selbst glänzt, sehen oft ganz so aus, als ob er sie erdichtet hätte und um die Gesetze der Wahrscheinlichkeit wenig bekümmert gewesen wäre, man will ihm

sogar Widersprüche nachweisen; wo sich etwas von Bedeutung zugetragen hat, behauptet er, wenn es einiger Maßen angeht, gegenwärtig gewesen zu seyn, und alles am Besten zu wissen, indeß man ihn leicht überführt, er habe zu der Zeit irgend anders wo gesteckt; jeden berühmten Mann kennt er persönlich, mit den meisten steht er in den freundschaftlichsten Verhältnissen, obgleich er wenig Wahres von ihnen angeben kann. Aber muß man ihm denn jede kleine Schwachheit aufrücken? Soll man bey so vielem Lichte nicht auch etwas Schatten dulden? Ist es ihm sehr zu verdenken, wenn er, gewohnt, sich mit allem Importanten in Beziehung zu finden, sich darin zuweilen täuscht, und sich mit Personen verwechselt, deren Stelle er gut genug hätte vertreten können? Fehlt es ihm nicht an Zeit, alles vorher genau zu überlegen? Freylich versichert er hoch und theuer, alles verhalte sich so, wie er sage; allein wird er nicht mit den

Haaren dazu gezogen? Hat er nicht die beste Absicht? Und thut man Recht, ihn zu Luftsprüngen zu veranlassen, um sich an ihm zu erlustigen? Darf die Welt so ihre Vortrefflichen verhöhnen?

12.

Sebastian.

Wollen wir nicht einmal den kurzen, dicken Mann besehen, der da vor uns her watschelt? Ein vollkommneres Bild von einem bequemen, genüglichen, abgerundeten, in sich geschlossenen, gleichgewichtigen Leben gibt's nirgends. Nichts Uebereiltes, nichts Verworrenes, Halbes, Gestörtes, Leidenschaftliches findet Ihr an dem Manne, alles ruhig, sicher, fest, bestimmt, wohlgeordnet.

Er hat freylich einige Last sich fortzuschleppen — der Schweiß steht ihm vor der Stirn, und doch kommt er kaum von der Stelle — aber es verdrießt ihn gar nicht, im Gegentheile verursacht es ihm ein Gefühl innerer Wohlhabenheit, in dem er sich überaus gefällt, er wird sich mit Zufriedenheit dessen bewußt, was an

ihm ist; seine Seele patscht unterdessen eben so in seinem Fette, wo sie weich und warm wohnt, wie die Füße im Kothe, und hat die angenehmste Motion. Daß er immer mitten durch geht, ist nicht bloß Gemächlichkeit, die die Mühe des Ausweichens scheut; er findet das Patschen und Kneten appetitlich, und ergötzt sich an seiner Gewichtigkeit, wenn's derb von ihm aussprützt, was er leise mit der Stimme nachmacht. Die kleine Beschwerde abgerechnet, ist er in der allerbesten Laune, und denkt sich's mit vielem Vergnügen, so oft er weich eintritt, wie er zu Hause, mit der ganzen Last des müde geschaukelten Körpers und Geistes, in den elastischen Lehnstuhl sinken wird, und wie's ihm den Abend schmecken soll. Das fette Brätchen hat er schon gewittert, daher das Schmunzeln von Zeit zu Zeit. Er wünscht sich einigen Regen, um durchnäßt zu werden, und so recht aus Kreuz und Ungemach zu den guten Dingen zu kommen.

Gestern begegnet' es ihm, er fuhr in einem Korbwagen, und war über und über zugeschneyt; der Mann lag unter der weißen Decke wie todt, und regte sich nicht, bis er abgeschaufelt und herausgeholt wurde.

So wohl innerlich als äußerlich lebt er beständig in Hüll' und Fülle. Er vermißt nichts wenn er nur gesund ist, denn er speist schmackhaft und bequem, und nimmt sich Zeit dazu, er schläft und verdaut gut, und alles schlägt ihm an; die Zeitungen liefern ihm die nöthigen Neuigkeiten. Denken und Sorgen überläßt er gern andern, und seine Gelassenheit sichert ihn gegen die Noth, welche die Unfälle und Plackereyen des Lebens uns andern Sterblichen verursachen. Ihn scheert's wenig, was um ihn her vorgeht, und sollt' es ja draußen unheimlich werden, so zieht sich seine Seele, wie die Schnecke, in ihr Haus zurück, und zerstreut sich hinlänglich, indem sie sich da umsieht und alles durchtastet

und mit Befriedigung wahrnimmt, wie geräumig sie logiert. Es müssen harte Stöße seyn, die durch die dicken, wohl verwahrten Wände dringen, und sie da aufstören sollen. Das erfährt zu ihrem täglichen Verdrusse seine zänkische Hausehre, die ihn, sie mag toben und schelten wie sie will, nicht aus der Fassung bringt, er hört's ruhig und freundlich an. Zum Aerger inclinirt er gar nicht, da sind seine Fühlhörner mit Fett überwachsen, daß er es in der Sanftmuth mit jedem Aufnehmen kann. Ueberhaupt verlieren sich seine Empfindungen, die des Geschmackes abgerechnet, alle in das Gemeingefühl, er weiß darin nicht mehr zu unterscheiden, als ob es ihm bequem oder unbequem ist. Ohne zu hoffen und zu fürchten, ohne nach etwas zu verlangen oder zu streben, findet er sich gemächlich fortgetragen, und aus Einem Tage in den andern gehoben, er darf sich nur eilf Stunden auf ein Ohr legen, und wieder aufstehen. Die Lan=

geweile plagt ihn auch nicht; so lange er noch sein liebes Bäuchlein klopfen kann, soll's ihm an Zeitvertreib nicht fehlen.

Es gewährt ihm wahre Genugthuung, zu bemerken, wie es ihm gedeiht, und er noch täglich zunimmt; er schmeichelt sich, es werde ihm immer besser schmecken und bekommen, und er werde sich bald wieder alles weiter müssen machen lassen. Alle drey Wochen läßt er sich wägen, und notirt das Gewicht im Kalender. Ihr habt ihn ganz gesprächig, wenn Ihr ihn darauf führt, wie er sich genährt habe, und nach und nach so dick und fett geworden sey.

In seinem Munde ist ein beständiges Schmekken, er schmeckt vor und schmeckt nach, und übt und wetzt und spitzt sich auf die Mahlzeit, wo alles an dem Manne mit genießt. Sähet Ihr ihn essen, Ihr bekämet gewiß Appetit, wenn Ihr auch erst eben vom Tische aufgestanden wäret.

Ein besonderes Plaisir hat er, sich auf seinem Rollstuhl in der Stube herumzufahren.

Mit den Händen geräth er nie in Verlegenheit, er legt sie nachlässig auf den Bauch oder in den Schoß, und trommelt allenfalls ein wenig mit den Fingern.

In seinen Bewegungen nehmet Ihr leicht etwas Würdiges, Anständiges und Gesetztes wahr, denn er füllt seinen Platz aus, und zieht seine Begränzungen fast in lauter Kreislinien, daß er immer fertig und vollendet da steht.

Hochmüthig ist er gar nicht und ohne alle Prätensionen, aber oft ganz kurzweilig und voll lustiger Späße. Sie sind zwar nicht weit her; aber die eigne, bequeme und fette Art in Wort und Ton, wie er sie vorbringt, macht, daß man sie gern hört, der Mann gehört zu den Schwänken, sonst wären sie einfältig.

Betrachtet nun noch dieses glatte, rothe, freundliche Vollmondsgesicht, auf dem die fette

Behaglichkeit ihr Satt und Wohl schmunzelt. Das Herz lacht Euch dabey im Leibe, und Ihr freuet Euch, daß Gott so glückliche Menschen in der Welt hat.

13.

Nathanael.

Mein Nathanael, besorge ich, gefällt Ihnen nicht sonderlich, Gnädige. Sie werden ihn ein wenig geradezu finden, und vielleicht bittre Beschwerden über ihn zu führen haben. Ich kann Ihnen in dieser Hinsicht nicht mehr von ihm versprechen, als Sie jetzt schon an ihm sehen — kaum so viel. Seine Ueberzeugungen und Gesinnungen trägt er genau wie seinen Körper. Nur will ich bitten, daß Sie nicht von diesem, beynahe vernachlässigten Aeußern auf den Gehalt des Mannes schließen, und ihn gleichgültig auf die Seite schieben. Es möchte doch wohl der Mühe werth seyn, ihm einen von den holden Blicken zu schenken, die Sie zu tausenden — nehmen Sie's mir nicht übel — an süßliche Gecken verschwenden. Mit seinen Manieren söh-

nen Sie sich vielleicht auch noch aus, wenn Sie ihn erst ganz kennen.

Wie gesagt: aufgeschmückt ist an ihm nichts. Im grauen Rocke und in Stiefeln, wie er gekommen ist, geht er fast immer, ohne doch etwas darin zu suchen — und sein innerer Mensch geht auch so. Elegantes und Verbindliches, etwas das Herzchen zu kitzeln, wie Sie's zu hören gewohnt sind, dürfen Sie von ihm nicht erwarten — am wenigsten angenehme Schmeichelwörter, aber manches das Ihnen nützlicher, auch einiges das Ihnen gewiß interressant ist.

Er gesteht Ihnen zu, daß Sie viel Liebenswürdiges an sich haben, daß er vor Ihrem Verstande und vor Ihrem Herzen einige Hochachtung hägt — mehr nicht; und das gibt er Ihnen in seinem Betragen zu erkennen, ohne Ihnen jedoch etwas darüber zu sagen. Sollte man ihn indeß nöthigen, sich in Ihrer Gegenwart darüber zu äußern: so würde er es auf die einfachste Art

Thun, er würde ziemlich gelassen davon sprechen, als von etwas, das gut, in der Ordnung und zu billigen sey, und es nicht verheimlichen, was er dagegen an Ihnen auszusetzen hat, z. B. Ihre Launen. Ihr Spiel findet er angenehm — nicht süperb, nicht hinreißend und zum Entzücken. An Ihren Zeichnungen hat er zu loben und zu tadeln, aber beyde, Lob und Tadel sind aufmunternd; in jenem liegt etwas Freudiges, in diesem etwas Mildes, zu dem Lobe fassen Sie Vertrauen, durch den Tadel fühlen Sie sich nicht beleidigt. Bey Ihrer Declamation wird er den Kopf schütteln, und Ihnen wahrscheinlich rathen, die Sache fahren zu lassen — worin ich ihm beystimme, da Sie zu gräßlich werden, und sich zu sehr abmatten — aber sich auch nicht hinter dem Rücken über Sie aufhalten. Auch werden Sie's ihm gleich anmerken, daß Ihr Augenspiel und einige Ihrer Maneuvres seinen Beyfall nicht gewinnen, worin er wieder nicht ganz Un=

recht haben mag. Natürlich wäre es gewiß besser.

Ueber Ihre, in der That nur mittelmäßige, Schönheit wird er nie ein Wort verlieren. Um Ihnen Genüge zu leisten, müßte er mehr sagen, als wahr ist — und das thut er nicht. Wären Sie aber auch ausgezeichnet schön, er würde es Ihnen nie sagen, weil es zu nichts dient; Sie haben ja Ihr Gesicht nicht selbst gebildet, und daß Sie nicht ohne Anlagen zur Eitelkeit sind, räumen Sie mir wohl ein. Schmeicheley ist ihm Herzvergiftung, Seelenverrath. Vielleicht aber drückt er Ihnen beym Weggehen recht herzlich die Hand, und sagt Ihnen, er habe eine große Freude Sie zu kennen, denn er wisse von Ihnen etwas, das Ihre Musik und Mahlerey weit überwiege, und Ihr Declamiren hinlänglich bedecke. Er hat es nähmlich durch mich erfahren, wie Sie Ihr, zu einem kostbaren Kleide aufge-

sammeltes, Nadelgeld auf eine so schonende Art angewendet, den unglücklichen F. zu retten.

Mit Ihrer Schalkheit, Einen oder den andern Ihrer kleinen Fehler selbst zu gestehen, in der Hoffnung, des Unrechtes gegen sich selbst beschuldigt, oder darin eben allerliebst gefunden zu werden, würden Sie bey ihm übel ankommen, er würde ganz trocken erwiedern, das sey allerdings schlimm genug, indeß dürfe man erwarten Sie werden sich alle Mühe geben, den Fehler abzulegen. Auch wäre er wohl im Stande, sich in Ihrem Beyseyn über Modethorheiten stark auszulassen, die Sie mitmachen. Ich habe dergleichen schon an ihm erlebt. „Das ist ganz impertinent,“ sagte Frau von N. „Man muß ihn so verschleißen, Lebensart bekommt er nie,“ fügte Fräulein A. bey. „Ueber solche einfältige Leute setzt man sich hinweg,“ nickte Madame E. ihrer Tochter zu, „die wissen nicht was Welt ist.“

Dagegen bitte ich Sie nun auch, seine Worte nicht in dem Sinne der Welt, die er einmal nicht hat, sondern in dem rechten, natürlichen Sinne zu verstehen. Wo er tadelt, glauben Sie nicht, er habe etwas verschwiegen, oder gemildert, und Sie müßten's noch viel schlimmer nehmen. Verschwiegen hat er nichts, denn sein Tadel sollte Ihnen nützen — lieber hätte er gänzlich geschwiegen — und gemildert hat bloß sein freundlicher Blick und das Gutmüthige halb Scherzende in der Art, wie er den Tadel aussprach. So können Sie auch getrost sein, zwar kühles, Lob sich ganz und im eigentlichen Sinne zueignen; er hat wirklich alles gemeynt, was seine Worte bezeichnen, er denkt so von Ihnen, und wird sich gegen jeden so über Sie äußern; und auf das, was er von jemand denkt, kann man einiger Maßen bauen.

Ueberhaupt ist es seine Maxime, jede Sache bey ihrem rechten Nahmen zu nennen. Nie

werden

werden Sie ihn über Dinge urtheilen hören, die nicht in seiner Sphäre liegen, oder mit denen er noch nicht im Reinen ist. Wo er anstoßen würde ohne Nutzen zu stiften, da behält er seine Meynung für sich. In keinem Falle drängt er sich, sie abzugeben; er muß Veranlassung haben, Beruf in sich fühlen. Glaubt er aber, jetzt sey es Zeit zu reden: so redet er frey heraus, wie er denkt — kurz, bündig und kräftig, ohne jedoch der Bescheidenheit zu nahe zu treten, ohne seine Ansicht für untrüglich zu halten, ohne sie jemand aufdringen zu wollen.

Das Falsche, Abgeschmackte, Schlechte heißt ihm falsch, abgeschmackt, schlecht — gleichviel, wer es an sich hat, oder sich zum Vertheidiger aufwirft, gleichviel ob es in oder außer der Mode sey, ob er damit gefalle oder anstoße; denn wo es der Wahrheit gilt, scheut er weder Menschen und noch sonst etwas, in der Welt. Ihnen in's Gesicht behauptet er, schwarz sey schwarz, wäh-

rend Sie mit Thränen in den Augen versichern, es sey weiß. Aber niemand kann milder und schonender mißbilligen, niemand mehr den Menschen von der Sache trennen, niemand bereitwilliger neben dem Schlimmen das Gute anerkennen.

Nicht anders hält er es mit dem Wahren, Schönen, Edeln, unbekümmert darum, ob es vom Zeitgeschmacke und den Wortführern gebilligt werde: ja eben daß es nicht im Zeitgeschmacke ist, und von den Wortführern verworfen wird, bestimmt ihn, sich seiner desto nachdrücklicher anzunehmen.

Es ist fast unmöglich ihn mißzuverstehen, so kunstlos und unumwunden sind seine Worte, so klar und geschieden tritt der Gedanke aus ihnen hervor; Sie müßten sich denn schon zu sehr verwöhnt haben, und sich nicht darein finden können, daß iemand einfältig sagt, was er denkt, und deßwegen in den Worten noch etwas suchen,

woran er nicht gedacht hat. Halten Sie sich nur an den gewöhnlichen Sinn; er will recht verstanden seyn, und vermeidet daher alles Schwankende und Vieldeutige. Sie bemerken an ihm kein Bestreben sich aus der Verlegenheit zu ziehen, kein behutsames Ausweichen, kein scheues Umgehen, kein halbes Verdecken. Er unterdrückt nichts, was zur Sache gehört, er hüllt nichts zu und beschönigt nichts, sondern gibt sich ganz, wie er ist. Ueber eine schlaue Schurkerey wird er nie lachen, sondern seine Verachtung nachdrücklich aussprechen.

Alle Uebertreibungen haßt er, und er hat es sehr an Ihnen auszusetzen, daß Sie so vieles himmlisch, göttlich, unvergleichlich, einzig finden, was doch im Grunde ein wenig gemein und menschlich, wohl tausend Mal da ist, und überall seines Gleichen hat. Zwar weiß er wohl, daß Sie damit nicht viel sagen wollen, daß Sie es so gelernt haben, und glauben es schicke sich,

aber eben das verdenkt er Ihnen. Er behauptet: das Wort müsse mit dem Gedanken auf die Welt kommen oder aus ihm hervorwachsen, es müsse gleichsam im Gemüthe von neuem geboren werden, so oft man es wieder braucht, es müsse genau auf die Sache passen, und kein andres seine Stelle ganz vertreten können. Jede bloße Redensart, meynt er, entweihe die Wahrheit und den Menschen, der ein Werkzeug der Wahrheit seyn sollte, fördre das Lügenwesen, arbeite mit daran, die Sprache in leeren Schall zu verwandeln, und ihren Zweck zu vereiteln, man dürfe nur noch ein wenig mit der Steigerung fortfahren, so werde man kaum für das Mittelmäßige ein Wort auftreiben können, für das Ungewöhnliche sey jetzt schon nichts mehr zu haben. Anfangs wird er Ihnen vielleicht kalt und trokken scheinen; indeß werden Sie bald in seinen einfachen Reden mehr finden, als in den hochtönenden an die Sie gewöhnt sind, der Geist

der Wahrheit ertheilt ihnen Leben und seelenvollen Ausdruck. Man fühlt es gleichsam den Worten an, sie wollen etwas sagen. Von dem was ihn wirklich ergriffen hat, spricht er, daß es durch Mark und Bein geht.

Verlangt man von ihm über irgend eine Sache Auskunft: er wird überlegen, ob er dürfe, und darf er, so gibt er sie mit der gewissenhaftesten Treue gegen die Wahrheit. Um keinen Preis würde er von der Wahrheit abweichen; nicht einmal um sich aus einer großen Verlegenheit zu retten, würde er sich eine Unwahrheit, beträfe sie auch eine unbedeutende Sache, erlauben. Er kann nicht anders, als nach der Wahrheit. Daß ein offnes Geständniß ihm zum Nachtheile gereicht, bekümmert ihn gerade am wenigsten: er betrachtet diesen Nachtheil als etwas, das nicht zu vermeiden gewesen. Zwischen fremden und eignen Angelegenheiten macht er nur den Unterschied, daß er jene mit größerer

Sorgfalt behandelt, und sie auch da schont, wo er in den eignen kein Bedenken trüge. Sie können ihm Ihr Geheimstes anvertrauen, bey Ihnen selbst wäre es nicht besser verwahrt; er wird sich eher den größten Unannehmlichkeiten aussetzen, als das Kleinste davon verrathen.

Sein Benehmen — ohne Umstände, nur das Gemeinste der Höflichkeit — oft das mit genauer Noth. Zuweilen könnte er sich wohl ein wenig mehr zusammen nehmen, ohne gegen seine Grundsätze zu verstoßen; aber es ist nun einmal seine Art geworden, über dergleichen leicht wegzueilen, und man erzeigt ihm einen Gefallen, wenn man es mit ihm eben so hält. Das Conventionelle, so weit er es beobachtet, ist bey ihn nie leere Förmlichkeit, denn so viel Aufmerksamkeit und Wohlwollen als dieses ausdrückt, hat er für jeden. Soll er darüber hinausgehen, so muß ihn das Herz drängen. Er nimmt wirklich an dem nähern Antheil, dem er Theilnahme zeigt; er ist

wirklich dem mehr zugethan, dem sein Gesicht sich freundlich aufheitert, und er wird dem, welchem er die Hand drückt, seine guten Gesinnungen mit der That beweisen. Eben so wird jeder, der ihm zuwider ist, an seinem Benehmen inne werden, wie er mit ihm steht, und keinen Augenblick ungewiß bleiben.

Wüßte er, daß Sie zuweilen Gefühle vor dem Spiegel einstudiren; wäre er neulich dabey gewesen, als Sie die Ihnen verhaßte H. meine theure, himmlische nannten, und es unendlich bedauerten, so selten das Glück zu haben, und vor unaussprechlicher Freude ganz von Sinnen waren, oder hätte er gesehen, welche Mühe Sie sich gaben, bey dem Tode der R. ein Paar Thränen auszupressen, in welche Theater-Gebährden Sie geriethen, wie Zunge, Hand und Fuß in Bewegung waren: Sie hätten alles bey ihm verloren; und erführe er es jetzt, er würde sich gleich umdrehen, und Sie gar nicht mehr

kennen — so wenig von der feinern Lebensart hat er. Mit Krämpfen richten Sie bey ihm nichts aus, er bedauert Sie nicht einmal, sondern entfernt sich, wenn Sie Anstalten machen, bis alles wieder in Ordnung ist; hintennach scherzt er gar mit Ihnen über den Unfall; ganz als wären Sie mit ihm einverstanden. Ist das nicht ungezogen? Wie sehr Sie sich echauffiren, er bleibt kalt, und sieht höchstens hin, ob Sie bald fertig sind.

Es hat etwas sehr Ergötzliches, wie er manche Dinge, die von den Menschen sehr umständlich pflegen behandelt zu werden, kurz und trocken abfertigt, und mit einer lakonischen Wendung durch das hinfährt, was, nicht ohne schwere Anstrengung begonnen, erst recht ins Weite getrieben werden sollte. Verübeln kann man ihm nichts, denn der Spott, den man etwa darin finden möchte, ist unschuldig und guthmütig.

Einigen Hang zur Satyre vermuthen Sie wohl von selbst bey ihm; aber diese Satyre thut

niemand wehe, man fühlt sich nicht selten unterhalten und belustigt, wo man von ihr mitgetroffen wird. Es verursacht ein leises Wohlbehagen, das, wovon unser Leben sich so oft belästigt und geängstigt findet in einen Scherz verwandelt zu sehen.

Da Sie sich seit einiger Zeit des Naiven befleißigen: so wäre wohl zu wünschen, Sie beobachteten ihn hier ein wenig, um zu lernen, was naiv ist. Sie würden wahrscheinlich zu der Einsicht gelangen, daß sich dergleichen nicht zwingen läßt, und daß man entweder, gleich dem Kinde, das Leben noch nicht kennen, oder ein wenig über dem Leben stehen muß, um mit dem Leben spielen zu können, und in Zukunft nichts zu seyn begehren, als was die Natur mit Ihnen gewollt hat, und wozu Ihnen Ihr Herz das Geschick gibt.

Mit der hochmüthigen Prahlerey und der aufgedunsenen Leerheit verfährt er eben so kurz

und trocken, aber weniger freundlich, oft beynahe derb; Ein Blick, Ein Wort — und die Sache ist abgemacht, und dem Narren die Lust vergangen, sie wieder aufzufassen. Uebrigens können Sie das gute Herz an ihm nicht verkennen; das Wohlmeynen drückt sich in jedem Zuge seines Gesichtes aus — besonders in dem heitern Scherze, der um seine Lippen schwebt. Sie vergeben ihm gewiß das unangenehme Wort, wenn Sie ihn dabey angesehen haben; Sie gewinnen ihn wohl gar lieb, wenn Sie bemerken wollen, wie er sich bemüht, Ihnen dafür etwas Angenehmes zu erweisen, und mit welchem zarten Gefühle er die Angelegenheiten berührt, die Ihnen wichtig sind.

Eben so streng wahrhaftig, als gegen andre ist er gegen sich selbst. Nichts läßt er bey sich gelten, wovon er sich nicht durch sorgfältige Prüfung überzeugt hat, und hier wird weder einer vorgefaßten Meynung, noch einer gepflegten

Neigung des Herzens einiger Einfluß gestattet. Er will die Wahrheit, er will sie, auch wenn sie wider ihn wäre, wenn sie alles bisher von ihm Geglaubte und eifrig Vertheidigte über den Haufen stürzte. Ihr gibt er sich gefangen, sobald sie sich ihm enthüllt, ohne daß er sich gegen sie zu vertheidigen, oder etwas vor ihr zu retten suchte. In den Grundsätzen, zu denen er sich bekennt, ist nichts aufgeredet — alles von der Gewalt der Wahrheit aufgedrungen. Sorgfältig erwägt er jeden Zweifel, der ihm begegnet, jeden Widerspruch der sich erhebt, woher er auch kommen möge. Immer empfänglich für Belehrung, benutzt er was sich ihm darbiethet. Willig gesteht er sich und andern seinen Irrthum, und räumt dem das Recht ein, auf dessen Seite es ist.

Redlich hat er in seinem Innern geforscht, und nichts sich verborgen, kein Verkehrtes entschuldigt oder beschönigt. Er weiß genau was

an ihm schwach, gebrechlich und unlauter ist; und was er sich als rein und gut anrechnet, das besteht auch vor dem Herzenskündiger. Die Welt kann ihn nicht strenger richten, als er selbst sich gerichtet hat; wie er sich selbst findet, so soll auch die Welt ihn finden, wie er vor der Welt handelt, so würde er auch im Verborgenen handeln, und wie er vor sich selbst erscheint, so erscheint er vor den Menschen. Weit entfernt, um ihretwillen an sich aufzuschmücken, duldet er nicht einmal, daß man ihn für besser halte, als er ist. Er selbst wird den Irrthum berichtigen, wenn man zu vortheilhaft von ihm denkt, ohne jedoch darum sich vor Menschen zu erniedrigen, sich in seinen Fehlern zur Schau zu stellen, oder mit seiner Demuth Gepränge zu treiben. Sein Gutes versteckt er so wenig, als er es zur Schau trägt. Wahrheit und Demuth sind bey ihm eins geworden.

Wahr ist Nathanael bis in das Innerste seiner Seele — wahr in jedem Blick, in jedem Zuge des Gesichtes, in jeder That. Die Wahrheit selbst denkt in ihm, spricht und handelt aus ihm. Das Gemüth dringt hervor aus jeder Aeußerung, aus jeder Bewegung; durch das helle Auge schauet Ihr tief in das Gemüth hinab, und es liegt offen vor Euch, wie vor dem Allwissenden. O, Ihr könnet ihn nicht verkennen, wenn Ihr es nicht darauf anleget.

Gestalt und Schönheit, Zierde und Glätte findet Ihr bey Nathanael nicht; was Euch an ihm gefällt ist reines Gepräge eines reichen und edeln Geistes; was Euch zu ihm hinzieht, zieht Euch an sein Herz; was Euch Zutrauen zu ihm einflößt, wandelt und vergeht nicht. Diese Thräne fließt der echten Rührung, dem übermannenden Schmerze; dieses strahlende Auge verkündigt die selige Freude, die hohe Begeisterung, dieses verklärte Angesicht die über die

Welt hinausgehobene Seele; diese beredte Sprache — aus der Fülle des Herzens strömt sie hervor, mächtig und unaufhaltsam.

Kalt ist Nathanael unter Empfindung lügenden Larven — warm an des Freundes Brust, und wo vor dem Großen sein innerer Mensch sich aufrichtet.

Kein Falsch ist in Nathanael, und vor jener ernsten Stunde, die alles Unächte mit furchtbar kalter Hand von dem Menschen abwischt, wird Nathanael als Nathanael stehen. Wohl dem, der einen Nathanael zu seinem Freunde hat!

14.

Blandine.

Ich bin die kleine Blandine, die so viele Leute lieb haben. Bald werde ich nicht mehr in die Schule gehen, worauf ich mich sehr freue; man hat dann mehr Freyheit und wird mehr ästimirt. Es könnte zwar nicht schaden, wenn ich noch ein wenig lernte, andre wissen in meinem Alter viele Dinge, die ich nicht weiß, doch allzu klug ist auch nicht gut. Zu groß bin ich freylich noch nicht für die Schule; aber die Jahre sind da, und größer soll ich wohl nicht werden, das Maß ist für mich kurz genommen. Was macht's? klein und hübsch — so ist's am besten; einen Mann bekomme ich doch. Wenn's indeß auch nicht wäre, ich wollte mich eben darum nicht grämen, die Frauen, höre ich, haben oft Last mit den Männern, weil diese mürrisch sind, und

und sich gar nicht wollen sagen lassen. Ich halt' es mit den Leuten, die sich sagen lassen; der Vater könnte in diesem Stücke auch besser seyn.

Um Eins thut's mir leid, daß ich aus der Schule bleibe. Ich mußte bey zwey Putzläden vorbey. Wenn ich frühe ging, konnte ich die schönen Sachen nach Herzenslust beschauen, woran ich mich oft erquickt und ergötzt habe. Alle Morgen war's etwas Neues — Eins kostbarer als das andre. Manchmal habe ich mich so darüber verwundert, daß ich mich ganz vergaß, und zu spät in die Schule kam. Die Mamsell zürnte und schalt, indeß verzog sich das Ungewitter, und Blandinchen blieb Hänchen im Korbe.

Ich werde mir wohl zu schaffen machen können, daß ich wenigstens um den andern Tag das Vergnügen genieße, sonst müßte ich melancholisch werden. Da ich die Jüngste bin, so schickt es sich, daß ich Mütterchens Kommissionen

über-

übernehme, wozu ich hoffentlich Verstand genug habe.

Putzsüchtig bin ich nicht, einfach ist mir gut genug, die Unruhe leidet nicht, daß ich mich lange vor dem Spiegel aufhalte; aber ich kann mich an den herrlichen Dingen nicht satt sehen, eine herzinnige Freude habe ich daran. Wenn ich manchmal ganz niedergeschlagen bin: so brauche ich mich nur an ein brillantes Putzfenster zu stellen, gleich ist's fort, und die beste Laune wieder da. Mein Anzug — alles aus der ersten Hand, außer daß Florette dann und wann eine Nadel anders an mir steckt, und die Mutter einiges verbessert, weil sie meynt das sey zu frey, worin ich aber kein Arg habe — Mütterchen nimmt es härchenfein.

Blandine ist am frühesten auf, und die munterste im ganzen Hause; man klagte, es sey wie todt gewesen, als ich neulich acht Tage verreist war, es war ein großes Verlangen nach mir,

In meinen jüngern Jahren war ich wild, wie ein Junge; ich kletterte über Zäune und auf Bäume, und habe mich recht herumgerissen. Die Muttet sagte: „bedenk' doch, daß du ein Mädchen bist, wie schickt sich das? Mädchen müssen still, sittsam und artig seyn.“ Da war was zu bedenken. Ich hab' es oft genug bedacht, aber davon wurde es nicht anders.

Jetzt hat es sich von selbst gelegt, ich weiß nicht wie. Die Leute müssen gewiß finden, ich sey gesetzt, anständig und mädchenhaft geworden. Nun suche ich lieber Gänseblümchen und tummle mich auf der grünen Wiese herum. Auch bin ich wieder zu der Puppe zurückgekehrt, die ich aber wohl bald werde verabschieden müssen; ich spiele nur ganz heimlich mit ihr, oder um den Kleinen zu zeigen, wie sie's zu machen haben; es kommt mir vor, als ob ich dabey profitirte.

Munter bin ich geblieben — nur zuweilen werde ich sehr still und nachdenklich; es ist zwar

selten, doch habe ich einige Sorge deßwegen. Andre wollen nichts davon wissen, und meynen, ich könne noch immer einiges von meinem Muthwillen abgeben. Das nennen sie Muthwillen, wenn man keine Tante ist. Aber ich kann es in der That nicht sagen, wie mir zuweilen wird, die Thränen kommen mir in die Augen, und es wäre mir gar nicht möglich lustig zu seyn.

Ich kann auch schöne Liederchen, die ich für mich singe. Große Lust hätte ich, in Gesellschaften zu singen. Mütterchen leidet's nicht, und predigt immer dawider, daß Mädchen sich öffentlich mit ihren Künsten zeigen, und sich beklatschen oder besticheln lassen, es passe nicht, meynt sie, zu der Verschämtheit, die ein junges Mädchen so wohl kleide. Nun, was ist's? verschämt könnte ich ja dabey seyn. Rosalie singt überall, und schämt und ängstigt sich gar zu sehr, wie sie sagt. Ich wollte gewiß die Augen niederschlagen, das habe ich bey der Mamsell

gelernt, und roth sollte ich wohl von selbst werden. Wenn man aber über mich stichelte, das würde mir schlecht gefallen. Rosalie hat vornehmere Liederchen, meine sind mehr für's Haus; ich weiß nicht, ob sie sich in Gesellschaft zeigen können, darum will ich mich zufrieden geben.

Das Declamiren macht mir fast noch größeres Vergnügen, an dem Fechten mit den Händen in der Luft und an den mannichfaltigen Stellungen habe ich besondere Freude. Ich möchte wohl den ganzen Tag diese schöne Kunst üben. Minchen, Hannchen und Riekchen haben zwar genug zu kritisiren; was verstehen die davon? Ich glaube es ist bloß Neid und Aerger. Aurora wird fürchterlich, wenn sie declamirt, daß einem die Haare dabey zu Berge stehen, und schießt oft plötzlich aus der Ecke hervor, und so auf die Zuschauer los, daß man denkt sie werde alle

bey den Köpfen kriegen. An so schwere Stücke wage ich mich nicht.

Wo's zu sehen gibt laufe ich mit; um's Sehen ist mir's eben nicht, aber um die Lust und das Leben unter den vielen Leuten, und daß ich mich an Jettchens und Hannchens Arm hangen kann, was ich für mein Leben gern thue. Auch nehme ich an Rosetten ein Exempel, die sich ganz einsitzt, und still und träge davon wird.

Sonst ist es eben meine Art nicht, ein Exempel zu nehmen, ob ich's wohl in manchen Stücken nöthig hätte, denn ich kann nicht läugnen, daß ich noch einige kleine Unarten an mir habe. In vielen Stücken könnten andre Leute an mir ein gutes Exempel nehmen; sie thun's auch nicht. Ich habe oft gehört, meine kleinen Unarten ständen mir nicht übel, doch will ich's lieber nicht glauben.

Einer meiner Hauptfehler ist ein löcherichtes Gedächtniß, es sackt alles durch. Man stellt sich nicht vor, wie leicht ich vergesse, besonders gute Lehren, die daher fast gar nicht bey mir anschlagen. Es soll wohl daher kommen, daß ich nicht daran denke etwas zu behalten. Ich will mir einmal fest vornehmen, daran zu denken.

Unter meine Tugenden, die ich jetzt nicht alle herzählen kann, gehört die, daß ich immer die Wahrheit sage, vorzüglich, wenn sie mir zur Ehre gereicht. Sonst will man finden, daß mir alles ein ganz besonderes Geschick hat, daß mein Plappermäulchen mich gut kleidet, und daß ich allerliebst schmollen kann, was mir jedoch die Mutter abzugewöhnen denkt. Sollte es nicht Schade drum seyn? Laß mich immer ein wenig schmollen, liebes Mütterchen, wer weiß, wozu es dient? Schmollen und sich einschmeicheln gehört zusammen. Noch darf ich nicht vergessen, daß

ich im Stande bin, ganz still, sanft und andächtig zu seyn, wo es erfordert wird.

Nun habe ich Euch genug von der kleinen Blandine erzählt. Ich wünsche Euch einen fröhlichen Abend.

15.

Mathilde.

So munter wie Blandine bin ich nicht, doch die meiste Zeit vergnügt und guter Dinge — aber für mich und im Stillen. Wenn mir oder andern Angenehmes begegnet, freue ich mich recht innig; ich kann es nur nicht so an den Tag legen. Wer in mein Herz sähe, würde nichts als Freude darin finden; mich dünkt, man müsse auch in meinem Wesen und Thun das Frohe wahrnehmen. Ach, wie sehr wünsche ich dann, alles mit froh zu machen! aber ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll. Es ist, als ob die Freude weg ginge, wenn ich davon reden wollte. Es drängt mich zu sprechen, und ich finde kein Wort, und werde noch viel stiller.

Zuweilen kommt es mir auch an, daß ich weinen muß, ohne zu wissen warum; mir fehlt

eigentlich gar nichts — es wird mir so wunderbar. Oft ist es ein recht freudiges Weinen — ein seliges möchte ich sagen — ach, ein Weinen, wogegen lachen nichts wäre! oft zwar ein trauriges, aber auch dann bin ich nicht was man betrübt nennt, nein, süße Thränen sind's, die ich dann vergieße, wer immer solche Thränen hätte! ich denke dabey gern an traurige Dinge, allein davon bin ich nicht traurig geworden, ich war's schon, ehe ich an etwas dachte. Traurigfroh wohnt es mir im Herzen, und da ziehen die traurigen Dinge ein, wie in eine stille Heimath, wo sie bekannt und unter lauter alten Freunden sind.

Wenn ich höre, daß andern Schlimmes wiederfahren ist: so werde ich recht von Herzen traurig — wirklich betrübt, und kann es lange nicht vergessen. Doch auch das Gute behalte ich lange, und erinnere mich oft daran, und freue mich immer von neuem. Eine besondere Freude

habe ich über das vergangene Gute, worin ich vielleicht glücklicher bin, als in der Freude am Gegenwärtigen — reicher gewiß, auch sanfter, ruhiger, zufriedener, mehr ich selbst.

Julien kann ich's sagen, wie ich mich freue — die freut sich immer mit — sonst niemand. Unaussprechlich liebe ich diese Julie, mein zweytes Herz ist sie — meine Schwester wäre zu wenig — in Julien habe ich die ganze Welt; der kann ich alles sagen, auch, was mich traurig macht, aber wenn's mir so wunderbar und traurig-froh ist, dann kann ich auch Julien nichts sagen, sie sieht's in meinem Herzen, und versteht es so gut, als ob ich zu ihr davon geredet hätte, sie wird still, um mich nicht zu stören.

Julie und ich könnten immer beysammen seyn, wir sprechen uns nie satt, wo's Stundenlang gedauert hat, ist's immer noch etwas, zu-

weilen möchten wir nun erst recht anfangen. Seelenfreude haben wir mit einander.

Müßte ich mich von Julien trennen; wahrlich es ginge nicht mehr mit mir, überall würde es mir fehlen, nur halb wäre ich noch da. Wir drücken und küssen uns nicht, und hangen uns nicht an; immer Hand in Hand — so schickt sich's für uns. Manchmal sitzen wir neben einander ohne eine Wort zu sagen; doch ist uns dann wohl — unbeschreiblich wohl, wir fühlen daß wir zusammen sind, und bedürfen's nicht, einander zu sehen und zu hören; jede für sich — und doch beyde so ungetheilt eins, man würde dieselben Gedanken finden, wenn man jede fragte.

Wer Julien kennt, kennt Mathilden, und wer Mathilden kennt, kennt Julien, außer daß Julie ein wenig lebhafter — und viel, viel besser ist. Ich bestrebe mich aber auch, alle Tage besser zu werden, sonst verdiente ich nicht, von

Julien geliebt zu seyn. Ganz so gut wie Julie werde ich wohl nie, doch hilft's gewiß, daß ich mich bmühe, und Julien dabey immer vor Augen habe.

Alles, alles könnte ich für Julien thun und ausstehen, und Julie könnte alles für mich.

Mit den andern bin ich zuweilen recht vergnügt, allein wie mit Julien kann ich es nicht mit ihnen haben. Vergnügtseyn und Seelenfreude — ein himmelweiter Unterschied! Julie bleibt meine Einzige, an ihr habe ich völlig genug, daß ich nicht mehr begehre. Wie möchte mir auch eine andre das seyn, was Julie ist? Julien liebe ich mit Sonntagsliebe, die andern nur mit Werktagsliebe. Die Liebe zu Julien geht weiß gekleidet, mit Blumen geschmückt, und hat nie ein Fleckchen an sich.

An den Blumen habe ich eine große Freude, sie pflegen und beschauen — o, ein süßes Geschäft, für mich! es ist, als ob sie mich wieder ansähen,

und mit mir sprechen wollten, und mir für die Pflege dankten.

Was für holde, freundliche Wesen sind die Blumen! wie sie so sanft zu sich hinziehen, daß man nicht wiederstehen kann! Ihr Schönstes hat die Natur an die Blumen gewendet, und in jede einen Sinn gelegt, der aber oft schwer zu errathen ist. Durch die Blumen, glaube ich, redet Gott mit uns — eine himmlische Sprache, die wir noch nicht ganz verstehen. Wir sollten uns aber Mühe geben, mehr davon herauszubringen. Wohl eine Viertelstunde kann ich eine Blume betrachten, und mich darüber verwundern, und meine Gedanken dabey haben, wovon es mir immer unbeschreiblich froh im Herzen wird.

Ein stilles, sanftes, heitres Leben führen die Blumen, so unschuldig und demüthig; die Menschen könnten vieles von ihnen annehmen, wie sie auch vieles vom Menschen an sich haben, be-

sonders vom guten Menschen — das, was man an Menschen wohl himmlisch nennt.

Mit den Thieren ist's lange das nicht. Was könnten wir wohl von den Thieren annehmen? „Wie eine Blume;“ das bedeutet immer etwas Schönes; aber „wie ein Thier:“ dabey denkt sich jeder etwas Garstiges; nur von schmutzigen Menschen kann man das sagen. Ein gutes Mädchen habe ich oft mit einer Blume verglei- chen hören, nie mit einem Thiere, höchstens ein muntres mit einem Vögelchen. Aber die Vögelchen sind mehr Blumen als Thiere, Thiere, die die Blumennatur behalten haben; darum haben sie nur zwey Beinchen und leben mehr in der Luft als auf der Erde, und halten sich zu den Bäumen, wo sie lustig wohnen und dem Himmel näher sind. Auch die Blumen schauen gen Himmel, und lassen nur dann das Köpfchen hangen, wenn's ihnen schwer wird, oder wenn

sie trauern, oder wenn sie sterben, oder wenn's Nacht ist.

Die Thiere sind vornehmer als die Blumen, und gleichsam von Adel, doch gehen sie auf allen Vieren und haben das Haupt zur Erde gebeugt, die ihnen Futter giebt. Da sieht man, daß es auf das Vornehmseyn nicht ankommt. Es gibt einen himmlischen Adel, den besitzen die Blumen, er ist ihnen an die Stirne geschrieben, wie man Menschen findet, die einen Adel im Gesichte haben.

Der Himmel spiegelt sich in den Blumen ab. Bey lieblichen Dingen denkt man wohl an eine Blume — nie an ein Thier. Julchen schicke ich Blumen zum Gruße, und sie weiß, was das zu bedeuten hat; mein Eichhörnchen, so viel Spaß es uns macht, würde sie nicht für einen Gruß passiren lassen.

Ein Engel brauchte sich nicht zu schämen, in eine Blume zu ziehen — ich habe schon Engel

abgemahlt gesehen, die aus Blumen wuchsen — aber ein Engel und ein Thier — wie kämen die zusammen?

Wenn ich eine Blume aufbinde, oder begieße, oder ihr Licht und Luft schaffe, da ist mir's im Herzen, als wenn ich einen kranken Menschen erquicke, obgleich eine Blume kein Mensch ist. Bey einem leidenden Thiere denke ich: „die arme Kreatur! du mußt ihr helfen;" das thue ich dann — und dabey bleibt's.

Sollten die Blumen nicht Seelen haben? etwa Seelen, die noch schlummern und träumen? Wer sie doch wecken könnte! Aber dann möchten sie wohl werden wie die Thiere. Mancher hat im Schlafe schöne Träume — und wachend häßliche Gedanken, nebst vieler Noth und Quälerey.

Julchen hat auch die Blumen lieb, und wir treiben's recht mit ihnen — aber still und bescheiden. Wir pflücken sie nicht Händevoll,

um sie

um sie in Sträuße und Kränze zu binden, und uns damit zu schmücken. Unrecht wäre dies eben nicht — es bleiben doch genug übrig. Auf dem Felde und der Wiese kann kein Mensch so viel pflücken, daß es sehr zu merken wäre, und gleich ist wieder Neues da. Die Natur läßt sich gern plündern, wenn man ihr nur nicht das Hemd vom Leibe nimmt oder gar ein Stück vom Herzen reißt. Warum denn die Blume mit Pflanze und Wurzel? Wir ergötzen uns lieber daran, wie es so voll und bunt und schimmernd beysammen steht. Zum Betrachten ist uns Eine genug, vor die Brust zu stecken brauchen wir höchstens vier bis fünf, und Kränze sind nur für lustige Leute.

Lustig bin ich auch zuweilen, nach Gelegenheit, wo es lustig hergeht, aber es bekommt mir schlecht. Still vergnügt das schickt sich am besten für mich, und bekommt mir immer gut.

Sonst mag ich wohl unter Menschen seyn, wenn man mich mir selbst läßt, und nicht ver-

langt, daß ich viel spreche und Wesens mache; das ist mir nicht gegeben, und ich soll's auch wohl nie lernen.

Mich einschmeicheln kann ich noch weniger; ist denn das so nöthig? Ich kenne doch einige Menschen, die mir ein wenig gut sind, und böse ist mir glaube ich niemand. Ich bin auch den Menschen gut — freylich mit Unterschied — manchen sehr, sehr — manchen so mittelmäßig, manchen ein wenig. Es gibt Menschen, denen man nicht von Herzen gut seyn kann, recht widerwärtige Menschen; aber schlimm muß man ihnen nicht seyn, man weiß ja nicht, wie sie so geworden sind, und sie mögen wohl etwas Besseres an sich haben, das uns nicht in die Augen fällt. Ganz schlecht ist gewiß keiner, und kann man jemand nicht gut seyn, so kann man ihm doch Gutes erzeigen.

16.

Klara.

Zu dir, meine Eugenia, muß ich reden von meines Lebens seligen Stunden. Ja selige Stunden sind es im eigentlichen Sinne des Wortes — nicht wie die Menschen es oft gebrauchen. Das reinste und höchste Freudige — ich glaube es empfunden zu haben — ist gegen dieses Selige, wie Körperschönheit gegen Seelenschönheit, wie Irdisches gegen Himmlisches, obgleich man die edle Freude auch himmlisch nennen könnte. Du hast mich gesehen, wenn ich unter Euch war gleich einer Träumenden, ohne Sinn für alles, was mich umgab, und doch das Auge aufgeschlossen, nicht zu wecken durch das lauteste Geräusch, durch die fröhlichsten Tumulte der Lebenslust, nicht einmal leise anzuregen, durch das was sonst am mächtigsten auf mich wirkt, ganz

versunken und verloren in ein unbegreifliches frohes Erstaunen.

Versunken und verloren ist wirklich das selige Gemüth in das Anschauen von etwas, das ich nicht nennen kann, aber nicht müde werde zu betrachten, das, ohne Unruhe und Verlangen, unbeschreiblich sanft, doch unwiderstehlich, alle meine Kräfte und Gefühle fesselt. Es ist schöner und besser als das Schönste und Beste der Welt, allein bezeichnen läßt es sich nicht. Meine Gedanken gerathen in eine süße Verwirrung, heitre Bilder ziehen durch meine Seele, und fließen in einander, daß ich nichts Bestimmtes unterscheide. Alles scheint in Eins sich auflösen zu wollen, und doch besitze ich ein vollkommen deutliches Bewußtseyn von mir selbst, ich empfinde mein Daseyn rein und gesondert von dem, was nicht ich bin, und übe eine unumschränkte Gewalt an meinen Vorstellungen und an meinem Willen.

Der Welt ist mein Geist fast entrückt; ich

habe mich — anders weiß ich es nicht zu sagen — aus der Welt und aus mir selbst herausgefühlt, nur einzelne schwache Eindrücke mahnen mich noch zuweilen an sie und an mein irdisches Daseyn.

Das Alltägliche der Welt berührt mich nicht mehr, die Empfänglichkeit des Gemüthes für dasselbe ist mir verschwunden; ich fasse es kaum, und strenge ich mich an, darauf zu merken, eine Vorstellung davon zu erhalten, so erscheint es mir als etwas Fremdes, das zu mir in keiner Beziehung steht, oder als etwas, das zwar einmal dagewesen, indeß längst aufgehört hat, und das zu unbedeutend war, eine wehmüthige Sehnsucht zurück zu lassen. Ich blicke auf die Welt hin, aus einer höhern Gegend, wie auf ein weites, schimmerndes, blühendes Lichtreich, wo ewiger Frühling und ewige Jugend wohnen, der Schmerz und die Sorge und die eitle Lust aber weggezogen sind. In dem Lichte bewegen sich

leise Töne einer himmlischen Freude, entstehen und verschweben in dichtem Gedränge mit Gesängen der Liebe und der Wonne strahlende Gestalten. Das Mühselige des Lebens habe ich bis auf die leiseste Erinnerung vergessen, die letzte Spur aller Trauer, die je in mir gewesen, ist ausgelöscht, nur daß eine stille, kaum merkliche Wehmuth sich zuweilen in meine Wonne mischt.

Von dem, was an mir schwach, gebrechlich, fehlerhaft, ungöttlich ist, finde ich mich geschieden, als ob es mir nie gehört hätte, als ob es nicht fähig sey, mit mir in Gemeinschaft zu treten. Ich selbst bin mir ein neues Wesen geworden, und doch auch ich selbst noch. In meinem Besten besitze ich mich, aber himmlisch hat es sich geläutert und gebildet, daß ich nicht begreife, wie ich es für das Meinige erkenne. Verjüngt und verklärt empfinde ich mein Daseyn, in unsterbliches Leben geboren zu Licht und

Freude, durchströmt von unaussprechlichen Gefühlen, beseelt von edeln Kräften, die sich regen und drängen, und immer höher hinaufstreben, und dann wieder herabsinken, in neue unaussprechliche Gefühle sich auflösen, daß zuletzt alles in Ein großes Seligkeitsgefühl sich versammelt.

Das Geistigste und Lieblichste, was die Welt mir eingedrückt, das Schönste, Gefälligste, Heiterste, was ich je gedacht und empfunden, habe ich mit in diesen Zustand herüber genommen, aber die Gestalten sind zerronnen — in ein allgemeines unnennbar Schönes. Das Einzelne habe ich — und habe es nicht, die Züge sind verwischt, doch die Spuren derselben noch in dunkeln Ahnungen vorhanden.

Ich glaube zuweilen Gott zu sehen und mit ihm zu sprechen. Nicht mit Augen sehe — nicht mit Ohren höre ich. Kein eigentliches Sehen und Hören ist's — eher ein Empfinden, aber auch das nicht ganz; ein neuer Sinn hat sich in mir

aufgeschlossen. Für das, was ich vernehme gibt es kein Wort, ich darf hinzusetzen: keinen Gedanken, nähmlich keinen von den gewöhnlichen, die sich zergliedern und bezeichnen lassen. Ich erfahre etwas von ihm, das in sanften Schauern mein Wesen durchzittert, seine Liebe strahlet mir in's Herz, seine Allgenugsamkeit erfüllt mein Bewußtseyn; ich weiß, daß ich sein bin, und in diesem Wissen sind alle Reichthümer der Welt und des Himmels, ein Unendliches des Besitzes und des Entzückens, möchte ich sagen, liegt darin, ich kann es nicht ausdenken.

Auch mit höhern Wesen, mit verklärten Menschen stehe ich in Gemeinschaft, alle die ich je geliebt erscheinen mir, wollen mich umfassen, und sich an mein Herz drängen, und ich neige mich zu ihnen hin, aber ich kann ihnen nicht näher kommen; da werde ich inne, daß ich noch einen Körper habe, und schwer zieht es jetzt an mir zur Erde hinab. Doch empfange ich von

ihnen wohlthuende Eindrücke, himmlische Bilder die mich ins Leben begleiten, und sich in meine Träume weben.

Nicht unwillkommen ist mir diese Erinnerung, daß ich noch unter Menschen Mensch bin: denn, indem sie den Flug der Gedanken anhält und niederwärts lenkt, führt sie mich unter befreundete Gegenstände und Verhältnisse zurück, die sich jetzt, mit allem, was sie Gefälliges und Süßes haben, deutlich, bestimmt und wohlgeordnet, aber von einem überirdischen Glanze umflossen, dem wonnetrunkenen Blicke darstellen. Selig im Herzen überschaue ich die reichen Güter des Lebens, was mir Angenehmes begegnet ist, was mich glücklich gemacht hat und noch glücklich macht — und das Kleinste erlangt einen Werth, den sonst das Größte nicht hat — die abgeschiedenen frohen Stunden kehren wieder, und schweben festlich geschmückt an mir vorüber; die Menschen, die durch ihre Gestalt, ihre Rede

ihr Handeln wohlthuend auf mich gewirkt, versammeln sich um mich, den Ausdruck der Huld und Güte im Angesichte; wie flüchtig auch einst ihre Berührung gewesen, jetzt gehören sie mir an, die Meinigen muß ich sie nennen, ich breite die Arme nach ihnen aus. Und o, mit welchem Entzücken gedenke ich derer, die ich mit vollem Sinne die Meinigen nennen kann — meines Lebens mit ihnen und ihrer Liebe, des Guten, das sie mir gewährt, der Dienste, die sie mir geleistet, der schönen Eigenschaften und Charakterzüge, die sie mir enthüllt, der Theilnahme, die sie mir bewiesen, die zahllosen Freuden, die mir im Umgange mit ihnen, durch ihren Sinn und ihr Bemühen geworden sind! Wie durchdringt da die sanfteste und mächtigste Liebe das Herz! Wie wallt dieses Herz in freudiger Rührung ihnen entgegen, und möchte alles, was sich in ihm regt an die Liebe hingeben! Auch für die übrigen Menschen ist mein Herz voll Liebe,

daß ich nicht begreife, wie je Gleichgültigkeit oder Widerwillen ihre Stelle einnehmen konnte.

Man kann nicht selig seyn, ohne davon Liebe zu fühlen, und wiederum nicht von Herzen lieben, ohne davon selig zu werden. Liebe und Seligkeit lassen sich nicht trennen. Schon die Freude stimmt zur Liebe; wenn man selig ist liebt man alles, dem, was an sich keine Liebe zu erwecken vermag, borgt das selige Herz, während es die Mängel leise bedeckt, von seinen eignen Schätzen.

So blicke ich denn auch heiter in die Zukunft, wie in ein weites, blumenreiches, lachendes Gefilde, überall begegnen mir fröhliche Bilder, ich vermag mir kaum vorzustellen, daß mich etwas Unangenehmes je treffen werde.

Kein Ermatten, wie nach irgend einer Anspannung, keine Leerheit, wie nach jedem Heraustreten aus sich selbst, keine Unzufriedenheit

mit dem Leben, keinen Verdruß über die Mängel der Wirklichkeit, keine üble Stimmung gegen das, was uns in der Welt lästig wird, wie nach den Schwärmen unter den idealischen Gebilden der Phantasie, treffe ich in mir an, wenn dieser Zustand vorüber ist. Nicht plötzlich verläßt er mich, allmälig gibt er mich in das gewöhnliche Leben zurück. Eins nach dem andern wird mir davon helle, und ich bringe aus demselben eine milde Stimmung, sanfte Empfindungen, frischen Muth, einen erheiterten und gestärkten Geist und Aufgelegtheit zu jeder nützlichen Thätigkeit in das gewöhnliche Leben mit. Ich fühle es, daß ich verständiger, besser auch tüchtiger für das Leben geworden bin, so oft eine selige Stunde mich über dasselbe erhoben hat.

Wirst du mein Seligseyn, Schwärmerey nennen, Eugenia? Nein, das kannst du nicht. Wer schwärmt, dichtet nach Willkühr, und glaubt an die Wahrheit seiner Hirngespinste, oder er

hält Empfindungen, die das Werk solcher Hirngespinste sind, für natürliche und nothwendige. Mich beschäftigt keine Dichtung, wenn ich selig bin; ich lebe in Gefühlen, und diese habe ich nicht erkünstelt, aus meinem Wesen und nach Gesetzen meines Wesens haben sie sich entwickelt, meine edelsten Kräfte, deß bin ich gewiß, sind dabey wirksam gewesen; ich habe das an mir erfahren, was wir künftig seyn werden, das höhere Leben der Seele hat sich mir kund gethan, und seine Wonne über mich ausgegossen. Mein Umgang mit dem Unsichtbaren ist lebhafte geistige Vergegenwärtigung, wie das Herz sie gebiethet — Vergegenwärtigung des Wahrsten und Wesenhaftesten, wie das Herz es uns verbürgt.

Wo es der Andacht gelingt, Gott recht nahe zu treten, und das ganze Gemüth zu ihm hinzuwenden, oder wo er vernehmbarer als sonst zu dem Herzen spricht, und ein starkes Gefühl von sich im Herzen anregt, wo die Wunder seiner

Größe und Liebe in Erscheinungen der Natur sich mir darstellen, wo ich mich verliere in die Betrachtung dessen, der über alle unsers Geschlechtes so weit hervorragt, den ich mit Bewunderung und Freude so gern meinen Herrn nenne, wo seine Vortrefflichkeit mit den Rührungen des Dankes mein Herz überwältigt, beym Aufblick zu dem heiter = blauen oder zu dem sternen=schimmernden Himmel, bey einem frohen Begegniß oder nach einer mir gelungenen edeln Handlung — wird es mir selig und immer seliger im Herzen. Ich fühle mich empor gehoben — immer höher in das Licht und in die Wonne, bis ich im Himmel bin, und dabey ist mir, als ob es nicht anders seyn könnte, es zieht mich mit Gewalt, und doch so befreundet, daß es mich nicht im mindesten wunderbar dünkt.

Das Wort träumen sollt Ihr frey behalten. Heißt den Menschen nicht alles träumen, was

sich zu ihren alltäglichen Angelegenheiten, zu ihrem tragisch-komischen Ernste nicht fügen will? Das Herz hat Träume, in denen mehr Wahrheit und Würde ist, als in der tiefsten menschlichen Weisheit. Nur in Träumen offenbaret sich uns die ewige Welt, um die dunkle Wolke schweben selig die Träume, sich nährend von den schwachen Schimmern, die hindurchfallen. Einen schweren, bangen Schlaf unterbrechen die Träume, um sich endlich zu verlieren in das Morgenroth eines seligen Tages. Wohl dem, der träumen kann! der himmlische Mensch schlägt in diesen Träumen die Flügel.

Ein seliges Ende sagt man. O, wer in einer seligen Stunde den Tod fände! der hätte gewiß ein seliges Ende. Wie oft habe ich mir in der Seligkeit des Herzens gewünscht, jetzt zu sterben — nicht um des Sterbens willen, sondern um der Seligkeit willen. Sterben und Seligseyn — wie nahe mit einander verwandt! Ist

nicht jedes Seligseyn ein Sterben? man stirbt den eiteln Dingen, man stirbt sich selbst ab, man wähnt zu vergehen in dem Entzücken, man hebt sich gen Himmel. Und das wirkliche Sterben — ist's nicht für den Guten Uebergang in die ewige Seligkeit? muß man nicht von dieser schon etwas fühlen, indem der Geist sich vom Körper loswindet, besonders, wenn man in seinem Leben selige Stunden gehabt hat? Hat es nicht Menschen gegeben, die sterbend den Himmel offen sahen, und deren Angesicht glänzte, wie eines Engels Angesicht?

17.

17.

Die Stillen.

Laura.

In der Stille hat Laura's Geist sich genährt mit großen Gedanken und Empfindungen, und ihrem Geiste ist ihr Körper nachgewachsen in die Höhe; wie jenen, trägt sie auch diesen aufgerichtet. Wenig Fremdes vermochte auf ihre Bildung Einfluß zu gewinnen; aus dem Eignen ist alles hervorgegangen, angeregt, bereichert und näher bestimmt durch das dem Eignen Befreundete. Eigner Trieb, eignes Anschauen — nicht menschliche Sitte und Lehre — haben alles gestaltet, die Sitte mußte sich dem Triebe vermählen, die Lehre in Anschauen verwandeln, um über sie etwas zu erlangen; darum wurzelt es so tief in ihrem Leben.

Frühe zeigte sich in ihr ein entschiedener Hang

zur Stille, zum Leben in sich selbst und mit den Dingen, die nur in stiller Auffassung und Betrachtung dem Gemüthe etwas werden, mit denen man sich nicht beschäftigen kann, ohne sich in sich selbst zurück zu ziehen, und die das Geräusch der Welt unsern Augen entrückt, für die es unser Bewußtseyn verwirrt. Frühe fühlte sie sich in wunderbaren Ahnungen zu dem hingezogen, was nicht von der Welt ist — wie zu dem, was in der Welt als Zeichen und Bild darauf hinweist, ohne es schon als ein solches zu erkennen. Eine Empfindung von Gott war in ihrer Seele, ehe der Verstand ihn gedacht, und ob sie sich gleich dieselbe nicht zu entwickeln vermochte, so konnte sie sich doch bis zum Selbstvergessen darein verlieren. Die dunkeln und die freudigen Schauer der Ewigkeit durchzitterten ihre Brust, als noch keiner ihrer Begriffe dahin war gelenkt worden, als sie das Wort noch nie gehört hatte. Am gestirnten Himmel, an der

nächtlichen Pracht des Gewitters hing mit Liebe ihr Blick — und im Gemüthe bewegte sich das Unergründliche. Die Vorstellung des Todes erfüllte traurig und froh ihr Inneres, nicht selten alle Kräfte und Gefühle aufregend, zu einer Zeit, wo das Leben sich mit seinen lieblichsten Reitzen geschmückt hat, und es freundlich und lachend um uns her steht, was in süßer Bethörung uns gefangen hält. Bey dem Bilde edelgroßer Menschen verweilte gerne das Kind, unvermögend zu sagen, warum es sich von demselben angezogen fühle, in stummer Verehrung.

Darf Euch da das stille, in sich gesenkte Wesen befremden? Darf es Euch befremden, daß sie wie ein Geheimniß unter den Menschen wandelt, daß die Welt oft für sie kaum da zu seyn scheint? Was man in der Welt bespricht und treibt liegt zu weit ab von ihrem Gemüthszustande, als daß sie lange daran lebendigen Antheil nehmen könnte; und von dem, was ihre

Seele beschäftigt spricht man nicht, man kann nicht davon sprechen, es gehört nicht in die Welt, und will sich darin zu nichts fügen, man hat es nur in wie fern man es in sich verschließt, man findet kein Wort es zu bezeichnen, und vieles ist noch jetzt bey ihr mehr Ahnung als Gedanke.

Gott und der Tod und die Ewigkeit und die Bilder großer Menschen wohnen, mit den ihnen eigenthümlichen ruhig-erhabenen Bewegungen, fortdauernd still in ihrem Gemüthe, seine Empfänglichkeit und seinen Zustand bestimmend, Gedanken erzeugend, was in dasselbe eingeht nach sich gestaltend, meist in dunkeln Gefühlen und in einer edeln, emporgehobenen Verfassung der Seele, doch auch nicht selten in einem deutlichen Bewußtseyn sich offenbarend.

Das ist es, was in dem großen, dunkeln, tiefen Blick, wenn sie das Auge aufschlägt, an der gedankenvollen Stirn, in der edeln Haltung ihrer Gestalt, in dem einfachen, kurzen, inhalts-

und empfindungsschweren Worte sich ausdrückt. Jede ihrer Aeußerungen sehet Ihr von etwas Großem, Freyen, Ernst=Heitern beseelt, das Euch Ehrfurcht gebiethet, das Ihr ergründen möchtet, während es Euch immer unergründlicher wird. Ein Adel ist Ihr über ihr Wesen verbreitet, um deß willen Ihr sie für eine Natur höherer Art halten möchtet, während wieder so vieles an ihr echt menschlich ist. In dem Unbedeutendsten, was sie thut scheint sich ein Geheimniß enthüllen zu wollen. Weltglätte und Weltschmuck, Reitz und Gefälligkeit werdet Ihr vermissen. Aber keine Weltform reicht an das, was Ihr antreffet.

Ein Geist des Ewigen und Heiligen denkt und fühlt, wählt und beschließt in ihr. Diesem Geiste schweigen feyernd die Empfindungen; ihm lauschen die Gedanken; über dem, wodurch er sich zu vernehmen gibt, schwebt die Betrachtung.

Die ruhig=erhabenen Bewegungen ihres Gemü=

thes weichen dem, nicht lebhaften, aber mächtigen, alles an sich ziehenden, beherrschenden und durchdringenden Gefühle, wenn das ihrer Stimmung Verwandte vor sie tritt, oder in ihr erwacht. Sehet, wie die Begeisterung aus dem dunkel-stillen Auge blitzt, wie jetzt die Andacht daraus aufschaut, jetzt die Demuth es verstummend niederschlägt, jetzt die Liebe darin glänzt, jetzt die Wehmuth es überschattet, jetzt die Thräne der Rührung darin zittert, jetzt die Thräne der nächtlichen Trauer schwer an der gesenkten Wimper hängt, jetzt die Freude darin strahlt.

O, alle unsre Freuden und Schmerzen sind ihr vertraut, nur haben sie bey ihr eine andre Gestalt angenommen. Einem heiligen Schmerze besonders hat sich ihre Seele angelobt; kein finstrer, kein trüber, kein bittrer — ein sanft-froher Schmerz ist es, ein Schmerz der Sehnsucht und der Ahnung, in dem der Tod und das Höchste, Seligste des Lebens sich vermischen.

Ihr begreifet, daß ihr die Dinge der Welt ein wenig klein vorkommen, und daß vieles, was uns in Hitze bringt, sie kaum afficirt, und gleichgültig von ihr behandelt wird. Aber jede unsrer würdigen Angelegenheiten findet bey ihr innige Theilnahme, die indeß mehr ihr Gemüth und ihre That beschäftigt, als sich auf gewöhnliche Weise an den Tag legt. Die vielfachen Bekümmernisse und Leiden der Menschheit sind ihr tief in das Innere gedrungen, davon bewahrt sie einen stillen Schmerz, der nie von ihr läßt. Ihre Gebete und ihre reichen Hülfen zeugen, wie nahe ihr das Wohl und Weh der Menschen geht.

Ach, auf Erden, Laura, ist es nicht, was dir das tiefe Geheimniß deines Herzens deuten, und sein dunkel = erhabnes Verlangen stillen kann. Darum sieht das meiste, was die Menschen auf Erden suchen, lieben und beweinen kalt und fremd dich an. Birg' es denn in die stille Brust, und zeige es, wie es dir eigen, in schönen, seelen-

vollen Thaten. Wende aber nicht zu sehr dich hin nach den Gegenden der Trauer, daß du nicht verlernest, unter Menschen menschlich zu leben.

Ida.

Von andrer Art ist das stille Wesen bey Ida. Auch sie findet Ihr meist in sich gekehrt und wenig achtend, auf das was sie umgibt und um sie her vorgeht. Aber nicht dunkel und tief, sondern klar und reich bewegt es sich in ihrem Gemüthe. Stille, gefühlvolle Erwägungen sind es, worin ihr Geist sich verloren hat. Was sie Interessantes sieht, hört, liest, aus sich selbst entwickelt, das prägt sich ihrem Gemüthe ein, es verschlingt sich mit ihren Gedanken und Empfindungen, und tritt von Zeit zu Zeit wieder hervor, um den Verstand und das Herz innig zu beschäftigen.

So lebt sie fast immer mit sich, fragend, vergleichend, überlegend, Beziehungen ausforschend, nach Gründen und Folgen spähend, Begriffe und Bilder verknüpfend, aus Erfahrungen Lehren sammelnd, und süße Träume in einander webend.

Das Ernste und Traurige ist ihr, wie das Heitre und Fröhliche, willkommen — jedes zu seiner Stunde; denn allem, was menschlich ist hat sie sich befreundet, in allem hat sie das Ihrige erkannt, für alles sind Bedürfnisse in ihr wach. Am liebsten verweilt sie bey dem Gefälligen und Schönen, wie es ihrer milden Stimmung am meisten zusagt, und dem in ihr Vorhandenen am glücklichsten sich anschmiegt.

Leicht und hell ordnen sich ihre Gedanken, und ihre Phantasien sind Blumen in einen Kranz gewunden — immer auf eigne Weise, und immer lieblich, man sieht das Herz darin.

Einen heitern Charakter, dem nur zuweilen

ein wenig Schwermuth angehaucht ist, trägt, was in ihrem Innern sich bildet; der Schmerz verklärt sich ihr in mild-heitern Zügen, nachdem er sein Düstres und Herbes abgelegt. Nichts Dunkles, Verworrenes und Unbestimmtes in dem von ihr Gedachten; einfach, natürlich-wahr, deutlich und bestimmt entwickelt es sich, es ließe sich so genau mit Worten bezeichnen, daß gar kein Mißverstand möglich wäre. Für die Einsicht und für das Leben ist es gedacht. Bey ihr fragt nicht die Neubegierde, auch nicht bloß der edlere Trieb des Wissens, das Herz fragt immer mit, und das Herz antwortet mit. Ein andrer kann ihr selten antworten; die fremde Antwort würde nicht zu der Frage passen, die so ganz aus dem Gemüthe gekommen. Sie will nicht allein die Antwort, sondern auch das Suchen und Finden, die vielseitige Anregung ihres geistigen Wesens, die innige Beschäftigung des Gemüthes, die lebhafte Vergegenwärtigung der Sache.

Das Ungewöhnliche, Befremdende zieht ihre Aufmerksamkeit, das Schöne, Gute, Rührende und Geistreiche aber ihr Interesse an sich. Jenes möchte sie begreifen und ergründen, dieses betrachten, mit sich in Beziehung setzen, in sich aufnehmen. Wie lange und oft sie es betrachtet habe, immer bemerkt sie etwas Neues daran, immer ist dabey noch etwas zu erwägen und auszusinnen, in Bild, in Lehre, in Empfindung zu verwandeln.

Unsre höchsten Angelegenheiten sind ihr mehr in klaren und sichern Gefühlen, als in Begriffen oder dunkeln Bewegungen gegenwärtig, und äußern ihren leitenden Einfluß auf ihre Urtheile, ohne sie in die Tiefen des Gemüthes hinabzuziehen.

Wo sie denkt da empfindet sie auch, ein bloßer Gedanke haftet nicht in ihrer Seele. Ihre Empfindungen sind eben so einfach, natürlichwahr, deutlich und bestimmt, wie ihre Gedan-

ken — nicht ergreifend, eindringend und mächtig, aber innig.

Könnte man sie über das, was sie denkt und empfindet zur Sprache bringen, man würde viel Eigenthümliches, viel Rührend-Schönes, viel Erfreuendes hören, weil alles aus ihr selbst so geworden; aber sie äußert sich wenig, es muß eine dringende Veranlassung dazu seyn. Sie hat es für sich, und zeigt es still in ihrem Thun, ohne es für etwas Besondres zu halten.

In allen Dingen hat sie ihre Weise, die nicht die Weltweise ist, oft hart gegen diese anstößt, aber durch ihr Gehaltenes, Ausgedachtes und Bedeutsames inniges Wohlgefallen erweckt. Man sieht sie, und glaubt, man müsse von ihr lernen, und wird nicht müde, ihr zuzusehen. Alles so anspruchslos, so ungekünstelt, und doch so geschickt, so besonnen, so zutreffend.

Weit entfernt, die Menschen zu fliehen, liebt sie es, mit in den geselligen Kreis hereinzurücken,

wenn man ihr gestattet, still für sich zu seyn. Aber wo es geräuschvoll sich drängt, fühlt sie sich nicht an ihrem Platze.

Mit ihrer Arbeit oder mit ihren Gedanken beschäftigt, scheint sie an dem, was in ihrer Gegenwart gesprochen wird wenig Theil zu nehmen; sie redet nicht darein und hört kaum hin. Doch geht ihr nichts verloren, das ihr Gemüth zu bereichern fähig wäre; sie faßt das Interessante auf, und bewahrt und verarbeitet es, und erzeugt daraus reiches, geistiges Leben.

Nur ihr äußerliches Daseyn hat sich von der Welt abgesondert, ihr Gemüth unterhält freundlichen Verkehr mit derselben, allem Schönen in der Welt freudig sich zuneigend. Unbefangen und heiter antwortet sie jedem, der sie fragt, dient sie jedem, der ihrer Dienste bedarf, empfängt sie, was man ihr gewährt, begegnet sie jedem, der sich ihr nähert, mir bescheidener Güte,

aufmerksam beachtet sie, was man ihr mittheilen möchte.

Einfach, wie ihr Anzug, ist ihre Rede, beydes ohne Schmuck und Zierde, aber gewählt und angenehm.

Mit treuer Sorge umfängt ihr Gemüth das ihr Anvertraute, und verwaltet und verwendet es auf das Beste, daß es einen reinen und möglichst vollkommnen Genuß verschaffe.

Aurelie.

Sinnig-still könnte man Aurelien nennen. Noch weniger um die Dinge außer ihr bekümmert, noch mehr in sich hineingewendet, als Ida, findet sie immer genug in sich zu ihrer Beschäftigung. Ihr lebhafter Geist bedarf es nicht, durch etwas anders angeregt zu werden, von selbst dringt es sich ihm auf. Still bey einer

Arbeit sitzend, oder das Köpfchen auf den Arm gestützt, oder einsam lustwandelnd, hat sie etwas auszudenken, auszufinden, auszuspähen.

Weder das Große, noch das Ernste, noch das Tiefe ist ihre Sache, aber das Anspruchslose, das Naheliegende, das sich ungesucht Darbiethende. Kleinigkeiten sind's, worüber sie grübelt, und worein sie sich so vertieft, daß sie leise-vernehmlich mit sich selbst spricht, und nichts von dem bemerkt, was um sie her getrieben wird. Grillen fängt sie, doch allerliebste; muntern Einfällen jagt sie nach, die luftigen Dinger im Fluge zu haschen, sie noch eine Weile festzuhalten, und näher zu beschauen; auf gutmüthige muthwillige Scherze sinnt sie, kleine Plänchen entwirft sie sich; einem Kleide eine angenehme Veränderung zu geben, das Haar gefällig zu legen, eine Blume vortheilhaft anzubringen, sich mit etwas Neuem einfach zu schmücken, eine Landparthie einzurichten, jemand

eine Ueberraschung, ein Vergnügen zu bereiten: dahin sind ihre Gedanken gerichtet, und diese Gedanken bilden ihre Welt.

Originell, kunstlos-sinnreich, kindlich-unschuldig, wohlmeynend und herzerfreuend für jeden, der sich auf das Einfach-Wahre versteht, ist, was sie gedacht, es ist auch immer aus Einem Stück gedacht — ein Ganzes und Fertiges.

Nicht ohne Rührung kann man sie bey ihren stillen Verrichtungen und Selbstgesprächen belauschen. Man sieht, man hört, was man so selten in der Welt zu sehen und zu hören bekommt, und woran man sich nicht satt sieht und hört.

Leise und verstohlen, möchte man sagen, schleichen ihre Empfindungen den Gedanken nach, und hängen sich an diese, und dringen mit ihnen durch die zarte Hülle, und mahlen sich mit ihnen auf dem Gesichte ab, und offenbaren sich in dem ganzen Wesen.

Betrach-

Betrachtet sie doch, wie eben ihr Blick, ruhig angestrengt, etwas zu verfolgen scheint, nun die Wange sich röthet, dann ein holdes Lächeln hervorbricht, dann etwas Freudiges durch ihre Glieder zittert, dann das Auge funkelnd umher schaut. Sie hat es gefunden, lieblich-schön hat es sich ihr dargestellt, wonach sie schon lange spähte; nicht für sie ist es — für andere, es wird vielen Freude machen, recht große Freude.

In ihrem Putze — jeden Tag Neues, nichts Gesuchtes, nichts Kostbares, alles von ihr selbst ersonnen, verfertigt oder umgestaltet, auf die einfachste Weise, doch so, daß jeder einen angenehmen Eindruck davon empfängt. Sie will nicht damit glänzen, nicht einmal gefallen will sie — man würde ihr großes Unrecht thun, wenn man sie der Eitelkeit beschuldigte —; es kommt ihr vor, als müsse es so seyn; sie will ihren Geist beschäftigen, wie er eben das Bedürfniß fühlt.

Vergnügen verursacht es ihr wohl, wenn

etwas fertig und gut gerathen ist; aber sie dünkt sich nichts darauf, sie vergißt, daß das wohlgelungene Werk von ihr herrührt.

Höchst selten werdet Ihr sie verstimmt finden, fast immer bey guter Laune und zu guten Dingen aufgelegt. Zum Still-Freudigen streben alle ihre Empfindungen, und nie ist sie schöner, als wo dieses Freudige in seiner vollen Klarheit und Lebendigkeit sich über sie ausbreitet.

In ihrem äußern Leben herrscht die pünktlichste Ordnung, jedes hat seine Stelle und seine Zeit. Sie versäumt und verspätet sich in keinem Stücke, und rings um sie her glänzt und lacht es Euch freundlich entgegen. Ohne Anstalten und ohne Geräusch wird leicht und geschickt abgethan, wobey sonst Frauen der Umstände, des Besprechens und Bejammerns, der Noth und tausendfachen Sorgen, des Umwerfens, des

Hin- und Herrückens und des schwierigen Ueberlegens wegen, schwer bis zum Anfange kommen.

Charlotte.

Mit Charlotten müsset Ihr sanft umgehen. Gleich kommen ihr die Thränen in die Augen. Eine rauhe Begegnung, ein hartes Wort, wäre es auch nicht böse gemeynt gewesen, schon ein unfreundlicher Blick verwundet ihr das Herz. Sie wird es Euch verbergen, um Euch nicht wieder wehe zu thun; aber sie wird sich eine einsame Stelle suchen, unbemerkt, die unaufhaltsam hervordringenden Thränen fließen zu lassen. Ohne Thränen würde ihr das Herz brechen; durch die Augen muß es fort, wovon das Herz so voll, so voll ist.

Haltet das nicht für Ziererey oder für kränkelnde Empfindsamkeit — nicht in den Nerven

liegt's, sondern im Herzen; das Herz ist so weich, daß ihm die leiseste Berührung empfindlich wird. Auch jede kleine Freude geht bey ihr in wehmüthig-frohe Bewegungen über, und ergießt sich in Thränen. Sie kann nicht anders, das Aeußerste der Gewalt hat sie sich angethan. Von dem, was sonst das Gefühl abstumpft — viel hat sie deß erfahren — wurde sie noch weicher. Je mehr sie sich zu zwingen sucht, desto mächtiger wird's ihr.

Von grämlichem und weinerlichem Wesen kann man sie bis auf die kleinste Anlage dazu kühn freysprechen. Sie hat gar kein Gefallen daran, traurigen Vorstellungen nachzuhangen, über das, was ihr begegnet ist, zu grübeln, böse Absichten hineinzudeuten, und sich selbst zu erbittern. Verdrießliches, Uebelwollendes, Unruhiges und Heftiges kann in ihrer Seele nicht aufkommen.

Stille Frohmüthigkeit ist die Stimmung ihres Gemüthes, und diese eben so zart, so verletzbar.

Sanft und gütig ist sie gegen jeden Menschen, und darum so empfindlich für das Unsanfte, Durchfahrende, Schonungslose.

Fordert ihr Liebstes, fordert alles von ihr: sie gibt es Euch lächelnd unter Thränen; unter Thränen — nicht weil es sie schmerzt, zu verlieren und zu entbehren, sondern weil sie's sich denkt, wie einem andern seyn würde, wenn man sein Liebstes, wenn man alles von ihm forderte, weil es sie wehmüthig macht, sich zu trennen, weil ein Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, der Armuth sie dabey überfällt — lächelnd weil die Willigkeit des Herzens die Trauer besiegt.

Sie würde Euer Unrecht und Eure Vorwürfe gern dulden, wenn nicht ein dunkles Gefühl unfreundlicher Gesinnungen gegen sie ihrem Herzen zu mächtig würde; und dies werdet Ihr durch die größte Milde in der Warnung und im Tadel nicht verhüthen, das mildeste Wort trifft sie

vielleicht am tiefsten, weil ihr durch den Kontrast die Sache noch bemerklicher wird.

Ein gutes Vernehmen zu Menschen gehört zu den wesentlichsten Bedingungen ihrer Glückseligkeit; deßwegen thut's ihr so wohl, in ein heitres Gesicht zu schauen; deßwegen wird ihr alles Düstre und was damit nur entfernte Aehnlichkeit hat so betrübend.

Widerwärtige Vorfälle, die nicht von Menschen herrühren, und nur das äußerliche Leben angehen, wie groß auch die Unannehmlichkeiten seyen, die sie in demselben nach sich ziehen, machen ihr wenig zu schaffen. An Wohlstand, ja an Ueberfluß gewöhnt, würde sie keine Mühe haben, sich in die beschränktesten Umstände zu finden, mit der größten Bereitwilligkeit würde sie sich jede Beschwerde gefallen lassen, nur darauf bedacht, wie sie andern das Drückende der Lage erleichtere. Nie ist ihr etwas lästig geworden, was die Pflicht von ihr verlangte, oder

womit sie andern Freude bereiten konnte. Die heftigsten und langwierigsten körperlichen Schmerzen trägt sie mit stiller, heitrer Gelassenheit, ohne ein unwilliges Wort, ohne einen Laut der Klage, ohne einen unfreundlichen Blick, ruhig, getrost, ergeben, als ob sie gar keinen Schmerz fühlte.

Manches, das sie in der Gegenwart leicht überstand bringt ihr Thränen in die Augen, wenn sie von jemand daran erinnert wird.

Tief und innig empfindet sie mit, was andern Frohes und Trauriges widerfährt — viel tiefer und inniger, als das Eigne. Schon ein kleines Leiden andrer kann ihr das ganze Herz bewegen, und ihr für mehr als Einen Tag die frohe Stimmung verderben. Helfend scheut sie weder Mühe, noch Opfer und Entsagung. Und wie willig, wie sanft, wie schonend hilft sie — wie sorgend, daß doch ja dem Leidenden wohl, daß doch alles Unangenehme von ihm entfernt

werde, daß auch das tröstende Wort, die helfende That ihm nicht beschwerlich falle!

Lebhafte Empfindungen, unruhige Wünsche, heftige Begierden sind nicht in ihrer Brust, alles wohnt da still und einträchtig neben einander. Daher das Stille in ihrem Aeußern, die Ruhe und Klarheit des Innern drücken sich darin aus; nichts Besondres zieht sie in sich zurück, ihre ganze Gemüthsnatur thut es. Daher auch das frohmüthige Wesen, das nicht selten in die munterste Laune, in witzige Einfälle und heitre Scherze übergeht. Daher das Sanfte in ihren Aeußerungen. Sie ist sanft, weil ihr Herz weich ist, weil sie weiß, wie das Unsanfte verwundet, weil sie wünscht, daß man gegen sie sanft sey; sie ist es aber auch durch die milde Stimmung ihres Gemüthes; ein sanfter Geist hat in ihrem Gemüthe gebildet was sie redet und thut, und so findet sich von selbst das sanfte Wort, der sanfte Ton, die sanfte Haltung. Noch nie ist etwas

Ungestümes aus ihrem Munde gekommen, noch immer hat sie das Wehethuende mit Güte erwiedert, und es schnell vergessen. Nichts kann weiter von ihr entfernt seyn, als jemand etwas nachzutragen; wie sollte sie nachtragen, da sie von niemand Arges denkt, da sie jedem ihr eignes Gutmeynen zutraut?

Das Offene, Ehrliche, Treuherzige in ihrem Gesichte und in ihrem Benehmen läßt sich nicht verkennen. Mit der größten Unbefangenheit kommt sie Euch entgegen — unverhüllt und unverschleyert ihren Sinn darlegend; man hört's an ihrer Rede, man sieht's in ihren Handlungen und Mienen, daß sie nicht trügen, daß sie nicht im Kleinsten die Wahrheit verletzen, daß sie sich nur geben kann, wie sie ist. Ihr Gesicht heitert sich auf zu einer himmlischen Freundlichkeit, indem sie mit Euch spricht; das hat sie nicht künstlich hervorgebracht — Ihr habt ja auch wohl die einstudirte Freundlichkeit beobachtet, Ihr

könntet's wenigstens alle Tage, o, die sieht ganz anders aus — es ist Güte des Herzens, was darin schimmert; wie diese Freundlichkeit es bezeugt, so ist sie gegen Euch gesinnt.

Möge doch nie, du gutes Wesen, die Welt deiner Arglosigkeit spotten oder sie zu deinem Verderben mißbrauchen! Möge sie nie die Stacheln ihrer übermüthigen Kränkungen und ihres Hohnes in dein weiches Herz drücken! Ach durch dein Herz kannst du so glücklich und so unglücklich werden!

Euphrosyne.

Fröhlich-still und hold, wie der junge Tag, blüht Euphrosyne mit allen Reitzen der Jugend geschmückt unter ihren Blumen. Blumen müssen immer in ihrer Nähe seyn; ohne die könnte sie nicht leben. In den Blumen erblickt sie ihr

Bild, doch das weiß sie selbst nicht, sie fühlt nur so etwas davon; es ist eine rechte Freundschaft zwischen ihr und den Blumen, aber eine lustige. Keine darf den Kopf hangen lassen, wie auch Euphrosine niemals den Kopf hangen läßt. Die frischesten sind ihr die liebsten, denn munter und aufgeweckt ist ihr ganzes Wesen, sie kann sogar ausgelassen seyn, allein immer nur für sich — unter andern kommt's nie so weit.

Ihre eigne Weise hat sie sich zu freuen, und darin muß sie bleiben, sonst gelingt's nicht. Sie freut sich über Dinge, über welche wenige andre sich freuen würden — so wie sie keine. Oft begreift sie selbst nicht, wie und worüber sie sich freut; es wird ihr freudig im Herzen, das Herz bebt vor Freudigkeit, und dann zieht alles, was sie umgibt, in die Freudigkeit hinein.

Es braucht eben nichts von Bedeutung zu seyn, was ihr Freude geben soll. Zeiget ihr etwas Schönes, das sie noch nicht gesehen, erzäh-

let ihr ein hübsches Geschichtchen, machet sie mit einer Merkwürdigkeit in der Natur bekannt, ertheilet ihr über etwas Interessantes Belehrung, locket aus ihrer Seele einen schlummernden Gedanken hervor, lasset über Nacht die lange gegepflegte Hyacinthe aufgegangen seyn: und Freude glänzt auf ihrem Gesicht, freudige Unruhe zittert durch ihr Wesen — eine freudige Verwunderung, ein freudiges Erschrecken ist's.

Wollet Ihr ein Bild reiner Unschuld: betrachtet Euphrosynen; in allem, was sie sagt und thut, in ihren Mienen und Gebährden, wo sie überrascht wird, und wo sie sich besonnen hat, findet Ihr das unverkennbare Gepräge derselben — überall rührende Einfalt, schöne Kindlichkeit, liebenswürdige Unwissenheit und Befremdung. Daher dieses Schüchterne, das doch von Spannung, Verlegenheit und Ziererey so weit entfernt ist, aus dem so unbefangen die Neugierde hervortritt, die Scheue und die Lust zu wagen,

das Fliehen und Stillstehen, um hinzuschauen, die dunkle Furcht, das Gemüth an irgend etwas zu verletzen, und die Zuversicht, darauf sich gründend, daß sie noch nichts Schlimmes erfahren, und daß noch nichts Arges in ihr Gemüth gekommen, weßwegen sie sich auch nirgends Arges denken kann. Daher auch das Bange, das der erwarteten Freude vorhergeht, und in der Freude selbst sie oft nicht verläßt. Nur eine leise Ahnung davon, daß man manchen Dingen nicht weiter nachforschen muß, ist bis jetzt in ihr erwacht, aber diese Ahnung leitet sie sicher, sie folgt ihr, ohne sich um die Gründe zu bekümmern, unwiderstehlich dünkt ihr das derselben anklebende Gefühl. Sie wird nie fragen, wo ein Mädchen nicht fragen darf, selbst in den Fällen, die man ihr nicht als solche bezeichnet hat, und die ihr nicht als solche bekannt seyn können.

Noch hat kein sträflicher Gedanke ihre Seele

entweiht; die treffliche Mutter wußte glücklich alles abzuwenden, was, von außen her, befleckend sie hätte anfassen können, und ihr zartes sittliches Gefühl hat verhüthet, daß in ihr selbst etwas der Art erwache. Die Sünde ist ihr ein Geheimniß geblieben, obgleich sie wohl gehört, dies und jenes sey unrecht, man dürfe das nicht, sie meynt, das könne man ja auch nicht wollen, es könne niemand in den Sinn kommen.

Auch haben die Schmerzen des Lebens ihr Gemüth noch nicht berührt, nur die sanftere Traurigkeit hat sich ihr zuweilen genaht; nicht einmal einen schweren Traum hat sie gehabt. Von heitern Bildern umgaukelt, schläft sie am Abend ein, und mit frohen Empfindungen findet sie am Morgen im freundlichen Leben sich wieder.

Nicht alle Tage können gleich angenehm seyn — aber keiner der ganz ohne Freude wäre. Jeden begrüßt sie mit der Hoffnung, er werde sein

Gutes bringen, in neugierig=süßer Erwartung worin es wohl bestehen möge. Ihre Blumen und ihr Schäfchen, und ihre schattigen Büsche und ihre grüne Wiese und ihren blauen Himmel wird sie doch behalten. Genug — sich damit zu besprechen und umzutreiben, damit sein Wesen und seine Freude zu haben.

Ich möchte Euch wünschen, daß Ihr sie einmal erröthen sähet — beschreiben läßt sich das nicht — erröthen besonders vor banger Freude, da ist es am Schönsten, das Bezauberndste der Anmuth würdet Ihr sehen — und daß ihr einmal in das, von selig im Innern aufgehender Freude, erheiterte Gesicht blicktet — in den Himmel würdet Ihr zu schauen glauben. Da ist sie recht und ganz Euphrosyne, da macht sich anschaulich, was in ihrem Wesen das Herrschende das Belebende ist: das Fröhlich=Stille.

18.

Angelika.

Mehr im Himmel, als auf der Erde lebt Angelika, denn auch auf Erden hat sie den Himmel, sie hat ihn überall — um sich und über sich — denn sie hat ihn im Herzen. Himmlisch muß alles werden, was in ihr Herz will, und dem, was dem Himmlischen widerstrebt bleibt ihr Herz verschlossen, in welchen lieblichen Gestalten es auch die Sinne umgaukelt.

Wer an keinen Himmel glaubt, darf nur Angelika sehen, um es zu lernen, er sieht da etwas vom Himmel; und wer an einen Himmel glaubt, der sehe Angelika, damit er recht wisse, was himmlisch ist; und wer sich satt gesehen hat an der Welt, und wem das Herz davon müde und schwer geworden, daß er sich sehnt nach Himmelstrost, der sehe Angelika, und das Herz wird

ihm frisch und leicht werden von erquickenden Himmelsgefühlen.

Könntet Ihr jede Vorstellung, jedes Bild vom Himmel aus Angelika's Seele wegnehmen, doch würde sie einen Himmel behalten — einen lebendigen, einen gefühlten Himmel, für den es keine Vorstellung und kein Bild gibt. Hätte sie nie etwas von einem Himmel gehört, sie würde ihn doch wohl kennen, ja sie würde darin wie zu Hause seyn, ob sie gleich nicht im Stande wäre, ihn zu beschreiben, wie man Dinge nicht gut beschreiben kann, mit denen man allzugut bekannt ist, und wenn sie hinaufblickte, würde es ihr weit sich aufthun, und süß in ihr sich regen, und still und mächtig in die Höhe streben, und mit heimathlichen Gefühlen von dorther sie an sich ziehen, sie würde einem Unbekannten über ihr selig vertrauen, weil ein Wohlbekanntes in ihr davon zeugt.

Nicht so sehr mit ihren Gedanken, als mit

ihrem Wesen lebt sie im Himmel. Nicht so sehr himmlische Träume sind's, was sie mit dem Himmel in Verbindung erhält, als himmlisches Seyn und himmlisches Thun. Nicht so sehr die himmlische Seligkeit, als die himmlische Verwandtschaft, die himmlische Verklärung fesselt sie an den Himmel. Himmlisch ist ihr Denken, Fühlen und Begehren geartet. Freyer, leichter, besser fühlt man sich in ihrer Nähe gestimmt; man schämt sich vor sich selbst, einen gemeinen Gedanken zu haben; man scheut sich, das anzufassen, was sie berührt hat; man meynt, man müsse es an den Dingen sehen können, daß sie in ihren Händen gewesen, man werde etwas verletzen oder wegwischen, das ihnen von Angelika's Berühren geblieben; man hat eine Achtung davor, wie vor etwas Heiligem.

Wolltet Ihr Angelika beobachten: so würdet Ihr mit dem Wort himmlisch ein wenig vorsichtiger und sparsamer umgehen, damit Ihr

nicht in Verlegenheit geriethet, das zu benennen, was Ihr hier wahrnehmet; Ihr würdet wissen, daß es wirklich ein Himmlisches gibt, und könntet es nicht über Euer Herz bringen, zu Kordelchen und Urselchen und Trinchen: himmlische Seele! zu sagen; mit Respekt würdet Ihr das himmlisch aussprechen.

Doch auch ihre Gedanken sind oft im Himmel. Sie gehört nicht zu den Ueberspannten, die sich immer mit dem Himmel beschäftigen, weil sie alles auf Erden zu schlecht finden, nicht zu den Trübsinnigen, die unablässig den Blick gen Himmel richten, um dort Trost zu holen, da sie auf Erden nichts als Mühseligkeit und Elend anzutreffen glauben, nicht zu den Unglücklichen, die ihr gekränktes, beraubtes, verwundetes Herz in den Himmel retten müssen, damit es nicht gänzlich erliege, nicht zu den Schwermüthigen, denen das Leben dunkel geworden ist, und nur vom Himmel Licht auf seine Trauer=

gestalten fällt. Mit Himmelssinn weilt sie an der Erde, auf der sie den Himmel hat, unter den geliebten Menschen, in der blühenden Natur, im Kreise ihrer Geschäfte und Pflichten, und findet da vieles schön und sich befreundet, den frohen und schmerzlichen Eindrücken des Lebens, froh und ergeben, sich anfügend, das Himmlische in sich anspruchslos und einfach darstellend in himmlischen Thaten. Aber in ihren besten Lebensstunden sind ihre Gedanken bey Gott und im Himmel. Es gibt zuweilen ganze Tage — heitre Festtage — wo ihre Gedanken dort sind, wo der Himmel all' sein Reines, Herrliches und Seliges über sie ausgießt; eine Verklärte glaubet Ihr dann zu sehen.

An jedem Morgen eilen zuerst ihre Gedanken gen Himmel, daß sie sich in Himmelsgefühlen läutre und heilige für die Verrichtungen, die Genüsse und Erduldungen des Tages, daß sie sich stimme zum schuldlos-frohen, liebevollen

und frommen Walten und Wirken; und Gedanken des Himmels begleiten sie am Abend in den süß-erquickenden Schlummer. Mit dem Himmel bespricht sie sich, mit dem Himmel geht sie zu Rathe, dem Himmel vertraut sie ihr Herz, vom Himmel empfängt ihr Gemüth seine edelste Nahrung, im Himmel gewinnt ihr Geist Fähigkeit und Stärke, sich ihm, dem sie sich heilig angelobet, ganz zu weihen, sich immer mehr nach ihm und zu ihm zu bilden.

Himmlisch-rein ist Angelika's Seele — nicht ein Fleckchen könnet Ihr darin bemerken. Das Reine ist ihr so sehr Bedürfniß der Natur geworden, daß alles, was sich ihr von außen her mittheilt, und was in ihr selbst sich regt, das Unlautre erst von sich abthun muß, ehe es sich ihres innern Sinnes bemächtigen kann. Von selbst läutert es sich, so bald es ihr Inneres berührt. Was andre schon für rein halten würden, gestaltet sich noch mehr in das Reine —

in ein Himmlisch-Reines gestaltet es sich, indem es das Ihrige wird. So bezeichnet denn auch das Reine in dem Maße ihr Wort und ihre That, daß man in dem Unbedeutendsten, was sie sagt und thut, ein Gefühl davon bekömmt.

Zur Klarheit des ganzen Wesens hat das Reine in ihr sich gebildet; es ist alles heller, heitrer Tag bey ihr — es steht alles in den Schimmern eines sanften Lichtes. In Weiß meynt man, müsse sie immer gekleidet seyn; und doch findet man bey jeder andern Farbe, die schwarze ausgenommen, kaum einen Unterschied. Die Farbe der Trauer erinnert zu stark an die Erde, als daß das himmlische Kind darin gefallen könnte. Angelika müßte weiß trauern, denn ihre Trauer ist nicht Erdentrauer, sondern, wie ihre Freude, himmlisch; ein Engel würde so trauern, so sanft, so leise bewegt, so still bewahrend den geistig-verklärten, in das himmlische Daseyn hinaufgezogenen Schmerz.

Eine Ruhe wohnt in ihrer Brust, die von keiner lebhaften Empfindung, von keinem mächtigen Verlangen, von keinem heftigen Verabscheuen — nicht einmal von den Eindrücken, denen sonst ein weiches Gemüth leicht nachgibt gestört wird. Leidenschaften kennt sie nicht; nie hat sich mit Ungestüm etwas in ihr geregt, nur leise Wallungen sind durch ihr Herz gegangen. Die himmlische Milde ihres Gemüthes versöhnt das Widerstrebende, noch ehe der Streit sich erhebt, und der Friede des reinen Herzens breitet sich darüber aus. Daher das Ruhige, Gehaltene, beynahe Langsame in ihrer Sprache, in ihren Bewegungen und Handlungen, was man ihr häufig als Phlegma auslegt.

Nein, dafür könnet Ihr es nicht erklären, wenn Ihr nur Ein Mal Zeuge gewesen seyd von der schönen Wärme, die ein trefflicher Gedanke in ihr entzündet, die oft in den Stunden der Andacht ihre Wange röthet, womit das

Edle, in welcher Gestalt es erscheine, ihr Inneres erfüllt, womit sie selbst gute Thaten vollbringt, womit sie der Freundinn das Herz öffnet, und zu jedem redet, der ihr das Herz gewonnen hat. O, für alles, was nur irgend einer reinen Liebe werth ist, besitzt sie Empfänglichkeit — nicht das Kleinste geht ihr verloren, das Verborgenste und Geheimste enthüllt sich ihr, zum frohen Empfinden und Genießen.

Mit dem zartesten Gefühle für das Vollkommene, dem ihre ganze Seele nachstrebt, verbindet sie die größte Duldsamkeit gegen Mängel und Fehler. Wie strenge etwas von andern gerichtet werde, in ihrem Herzen findet es Nachsicht und Entschuldigung. Sie wird von Niemand deßwegen schlimmer denken, weil ihm einmal etwas Menschliches begegnet ist.

Es gibt ihr einen Stich ins Herz, wenn jemand um eines Versehens willen hart getadelt, oder mit bittern Nachreden gestraft wird. Es thut

ihr wehe, wenn man sie um Verzeihung bittet; sie hat schon vergeben und vergessen, ehe man sie darum bitten konnte.

Freundschaftssinn von der edlern Art, wie er selten bey den Frauen angetroffen wird, hat Angelika. Einer halben Liebe, eines bloßen Anhangens und Anschmiegens ist sie nicht fähig; was sie liebt, das liebt sie von ganzem Herzen; sie muß sich innig und fest anschließen. Nur Eine vermochte es freylich, bey ihr jene hohe Freundschaft, die, auf das genaueste Einverständniß gegründet, das Innerste und Theuerste hingibt, und stärker ist als der Tod, zu gewinnen, denn nur Eine ist wie Angelika. Doch manche Treffliche kann auf ihre zärtliche Zuneigung rechnen, und es ist schon köstlich, ihre zärtliche Zuneigung zu besitzen, wäre es auch nur um darin Einen Zug ihrer schönen Seele nach dem andern sich enthüllen zu sehen; was gewährt aber nicht überdies Angelika's reiche, unerschöpf-

liche, immer neue Liebe! wie süß, von Angelika sich geliebt zu wissen, und jeden Tag ihre Liebe zu erfahren!

Ihre Güte, ihre Gefälligkeit erfahren alle, die ihr nahe kommen. Nicht leicht geht jemand von ihr weg, dem nicht etwas Freundliches von ihr wäre erwiesen worden; und schon an einem freundlichen Worte von ihr hat man so viel, man glaubt es noch lange nachzuhören, in der Brust glaubt man einen holden Klang davon zu haben. Ihr selbst wird es eine süße Freude seyn, wenn sie Euch mehr geben kann, als ein freundliches Wort; sie gibt ja so gern, sie könnte alles geben, was sie hat und was an ihr ist — ihren Himmel könnte sie weggeben, denn in dem frohen Gefühle des Gebens würde sie ihn behalten. Indeß daran denkt sie nicht; das Geben und Gewähren sind ihr mächtiges Bedürfniß.

Noch wünsche ich, Euch Angelika's Bescheidenheit schildern zu können; aber ich vermag es

nicht. Sie ist so ganz Natur und ihr Wesen, daß man sie sehen muß, um eine Vorstellung davon zu bekommen. Weit entfernt alle Ziererey und Künstlichkeit — nichts Erlerntes — alles so vom Gefühle eingegeben; sie kann nicht anders als so sich darstellen, und würde sich verwundern, wenn Ihr darin etwas Besondres fändet. Nicht eine Form des gesellschaftlichen Lebens ist diese Bescheidenheit, nicht um des Anstandes und der Schicklichkeit willen wird sie beobachtet, sondern aus Anspruchslosigkeit, aus Mißtrauen in ihr Bestes, aus weiblicher Scheue vor Selbstverletzung geht sie hervor; daher die edle Freymüthigkeit, die sich so gefällig mit ihr verbindet, das Einfache, Offne, Leichte, Ungezwungene, wo sie veranlaßt wird, sich zu äußern.

Nicht bloß ihre Bescheidenheit, sondern ihre ganze Art zu seyn, verursacht, daß sie wenig spricht. Das Wenige — wie gehaltvoll, wie treffend, wie gewählt ohne langes Besinnen!

Schales oder Unbedeutendes zu sagen, damit nur etwas gesagt sey, wäre ihr unmöglich. Was sie sagt verdient immer gesagt zu werden, es ist gedacht und gefühlt. Man muß ihr das Herz treffen, um sie zur Sprache zu bringen. Aber dann wird man nicht müde sich mit ihr zu unterhalten, jedes Wort lebt und hat seinen Sinn, jedes möchte man festhalten. Daß das Gemeine auf keine Weise an sie kommen kann, daß alles an ihr das Gepräge des Edeln, des Heiligen könnte man fast sagen, trägt, brauche ich kaum noch hinzuzufügen.

19.

Amalie.

Amalie ist nicht wie ihre sanften Schwestern; die Natur hat ihren Geist anders gebildet, und ihn an die Gränze gewiesen, wo die verschiedenen Charaktere der Geschlechter sich berühren. Ueber das Weibliche hinaus strebt denkend und fühlend dieser Geist, während er in seiner Art zu seyn, sich zu finden und zu bewegen und in der Form seiner Darstellungen sich dem Weiblichen sanft anschmiegt, und dasselbe nie zu verläugnen begehrt, und des Holden und Zarten viel mit dem Kühnen und Großen vereinigt.

Wie Amalie können wenige seyn, nur die können es, welche die Natur, die sie dazu bestimmte, selbst es gelehrt hat. Zu den seltenen Erscheinungen gehört sie, in welchen diese ihre freyern Gedanken hat offenbaren wollen. Eine

Frau, die ihr nachzuahmen suchte, müßte sich zur widrigsten Karikatur verzerren, und würde doch bloß eine Grimasse machen. Wer dazu geboren ist, wird von selbst wie Amalie, er kann nicht anders, es fällt ihm nicht ein, etwas nachzuahmen.

Für kalt könnte man sie halten; wenn man sie zum ersten Male in der Gesellschaft oder bey einer weiblichen Beschäftigung erblickte: denn das Gewöhnliche läßt sie gleichgültig, dem Kleinen verschließt sich ihre Seele, in der Gesellschaft hat sie zu selten angetroffen, was ihrer Stimmung zusagte, als daß sie sich nicht hier in sich selbst zurückziehen, und von allem abwenden sollte, woran sich nicht gleich das Bedeutende bemerklich macht. Uebersatt hat sie sich an dem gesehen, was auf den Märkten der Welt sich zuträgt. Aber ein stilles Feuer glüht in ihrem Innern, das nur angefacht werden darf, um in helle Flammen aufzuschlagen.

Große Gestalten sucht das Auge, vor denen der Geist sich beugen, und zu denen das Herz sich erheben könne. Freudig und laut schlägt das Herz, wo das Große, sey es in der Gegenwart oder in der Geschichte, oder in den Schöpfungen der Kunst, oder in dunkeln Ahnungen der Seele, sich ihr offenbart, oder wo es in den Schauern der ewigen Welt sich ihrer bemächtigt. Von dem Großen möchte ihre Seele sich nähren, in sich aufnehmen, innigst mit sich vereinigen möchte sie es; sie fühlt ihr Daseyn von ihm erweitert, und doch auch innig ihm befreundet.

Wenig empfänglich für sanfte Rührungen, für die gewöhnlichen Schmerzen und Freuden des Lebens, die stillen so wohl als die heftigen und lauten, ist sie einer Begeisterung fähig, die sie sich selbst und der Welt entrückt, und über den gemeinen Interessen derselben hoch empor hält. Menschheit, Vaterland und Freundschaft

sind die Gedanken, in die ihr Geist sich mit Entzücken verliert.

Was sonst nur das Weib aus Liebe vermag, das vermag sie aus angestammter Großherzigkeit: zu wagen, zu dulden und zu resigniren.

Heldenkühn wird sie in die Gefahr sich stürzen, wenn das Herz es gebiethet, wenn es einer großen Sache gilt — und unerschrocken in der Gefahr aushalten, aber nie die Gefahr herausfordern, nie mit ihrem Muthe prahlen, und auch in der Gefahr nicht vergessen, was sie dem Weibe in sich schuldig ist, noch das weibliche Zartgefühl verletzen; das Weiblich-Edle werdet Ihr keinen Augenblick an ihr vermissen. Ihr werdet Euch nie versucht fühlen, sie mit dem weiblichen Soldaten in eine Klasse zu setzen. Daß Trotz und Keckheit weit von ihr entfernt sind, daß es Dinge gibt, die sie nicht wagen würde, nicht wagen könnte, versteht sich von selbst.

Standhaft erträgt sie das empfindlichste Leiden ohne zu bedürfen, daß etwas sie aufrecht erhalte; die Kraft des Gemüthes läßt sie nicht sinken; es hebt sich zu mächtig in ihr, sie kann nicht sinken.

Zu entsagen und zu entbehren kostet ihr keine Ueberwindung, willig leistet das Herz Verzicht, durch kein anderweitiges Interesse und durch keine Hoffnung des Ersatzes gestärkt, sobald sich ihr dies als das Würdige darstellt, mit siegendem Hochgefühle.

Ein hohes, herrliches Bild der Freundschaft lebt in ihrer Seele, und erzeugt da selige Götterträume. Aber wo ist das weibliche Wesen, das dem kühnen Schwunge ihrer Gedanken und Empfindungen folgen, und in die großen Verknüpfungen derselben eingehen könnte, das, wie sie, den Tand ihres Geschlechtes verachtete, wie sie, das Höchste der Menschheit zu umfassen und den feurigen Ergießungen ihrer Seele die Brust

zu öffnen, und mit ihr, ohne geblendet zu werden, in den Glanz der Sonne zu schauen vermöchte? In der Seele bewahrt sie dies Bild und die Bilder der großen Befreundeten, die das Auge nie erblickte.

Für die Liebe ist kein Raum in ihrem Herzen, sie ist den erhabenen Gestalten fremd, die dasselbe bewohnen, ihr wird das Herz immer kalt bleiben, die Erweichungen und Rührungen, die sanften und zärtlichen Gefühle der Liebe vertragen sich nicht mit der hohen Gluth ihres Innern. Sie bedarf der Liebe nicht, deren Stelle Verehrung, Hingebung und die Gewalt des Edeln an ihrem Gemüthe ersetzen.

In freyen Formen bewegt sich ihr Anstand, die freye Seele, der alle Weltformen zu steif und enge sind, hat sie entworfen — doch überall weibliche Zucht und Sitte, weibliches Zartgefühl, doch alles den Sinn des Schönen und

die Forderungen der echten Schicklichkeit befriedigend, und auch da noch Achtung einflößend, wo es am weitesten von dem Herkömmlichen abweicht.

20.

Karoline.

Sie schlummern noch alle, die Theuern, meine Geliebten. Tiefe Stille noch an den Plätzen, die bald der fröhliche Tumult erfüllen wird. Ich will diese Stille benutzen, mich zu sammeln, und Klarheit des Sinnes, Ruhe, Selbstfassung zu gewinnen für den geräuschvollen Tag.

Süßer Gedanke, daß das schlummert, was man liebt! Man wähnt es sicher und geborgen vor dem, was im Leben hart anfaßt, verletzt und verwundet; die mütterliche Natur dünkt uns, habe es in Verwahrung genommen, und die verwahrt besser, als die treueste und weiseste Mutter. Was ist doch oft unser liebevollstes, vorsichtigstes, sorgfältigstes Verwahren! Man verwahrt, daß einem das Herz bricht. Zwar ist's nicht unmöglich, daß den Schlummernden

Verderbliches begegne; aber da sie es selbst nicht gewahr werden, nicht kommen sehen, während des Schlummers nichts davon empfinden, so denken auch wir Wachenden nicht leicht daran, wir können's uns kaum vorstellen, wie unter dem Schutze der freundlichen Macht, die sie umfangen hält, und bey dieser völligen Welt- und Selbstvergessenheit sie etwas Uebles treffen sollte.

Sicher und geborgen wähnen wir was schläft, wie was todt im Schooße der Erde liegt; aber was schläft wacht frisch und fröhlich wieder auf in das bekannte irdische Leben; was todt im Schooße der Erde liegt ist wohl noch sicherer und geborgener — aus allen Gefahren gerettet — aber es kommt nicht wieder herauf in das schöne Licht des Tages.

An dem Herzen der himmlischen Liebe schlafen meine Kinder alle. Das ist es, was ihnen die goldnen Träume eingibt, und die holden Züge ins Angesicht bringt — das die Mutter-

freude, womit ich von Einem Bettchen zum andern gehe, und sie schlafen sehe, daß es sich mir wunderbar im Herzen bewegt, und ich nicht aufhören kann zu sehen, und kein Wort finde, meine Rührung und meinen Dank auszudrücken — und meine Seele ein stiller Aufblick, ein stilles Gebet wird. Schlummert fort noch ein Stündchen im seligen Frieden der Unschuld und des harmlosen Sinnes — so ruhig, so ungestört, so sanft. O, daß Ihr es so Euer ganzes Leben könntet!

Doch auch, wenn nun der Schlaf vorüber ist, und man es sich regen hört, und es lebendig und voll wird im Zimmer, Eins nach dem andern hereintritt, bis das ganze Häuflein sich gesammelt hat — frisch gewaschen, rein und nett gekleidet, die Freude in den hellen Augen, die Lust des Morgens und der Jugend im Angesicht, und es immer lebhafter sich rührt, und drängt, und tummelt, und umherschwärmt — durch ein-

ander, und Gerassel, Getöse, Gepolter macht, und sein Wesen treibt, wie jedem der Muth es gebiethet, und sich dem Vater und der Mutter anhängt, sich dem Vater und der Mutter an der Brust, auf dem Schooße wiegt, hier Eins bittet, da Eins verzehrt, und es sich schmecken läßt, und mehr verlangt, und es schnell vergißt, wenn's abgeschlagen wird, dort Eins gutmüthig mittheilt, das Stillere sich zurückzieht, das Gesetztere fragt nach diesem und jenem, das Aeltere schon verständig ist, und hilft, und sich des Jüngern annimmt, endlich alles jubelnd herausströmt ins Freye, während die Erwachsenen sich der Mutter zugesellen, oder an das Geschäft eilen — auch da bewegt es sich mir oft wunderbar im Herzen.

Einförmig fließt allerdings im Ganzen mein Leben dahin, morgen wie gestern und heute — dieselben Umgebungen, dieselbe Folge der Dinge und der Besorgungen. Ist's nicht so am Besten?

bleiben nicht Kopf und Herz im Gleichgewichte, Inneres und Aeußeres im angemessenen Verhältnisse — fern der unruhige Wunsch, die ängstliche Spannung, die heftige Erschütterung, der Sturm im Gemüthe? Auch finde ich diese Einförmigkeit nur im Ganzen, in der äußern Gestalt und Umgränzung meines Lebens. Innerhalb desselben und im Einzelnen — welcher Reichthum, welche Vielgestaltigkeit, welche Abwechselungen, wenn man den Sinn hat dergleichen wahrzunehmen! Jeder Tag hat doch irgend etwas Eigenthümliches und Neues in seinen Begegnissen, in seinen Verrichtungen, in seinen Gefühlen, in seinen Hoffnungen und Befürchtungen, was das Herz hinhält, und ihm nicht bloß die Nahrung gibt, deren es bedarf, sondern auch manche köstliche Freude. Alle Tage im Wesentlichen dasselbe, aber auf andre Weise, in andrer Darstellung, mit andrer Wirkung auf das Gemüth. Je kleiner der Kreis ist, in dem

wir uns bewegen, desto wichtiger wird uns, was in diesen Kreis gehört, desto genauer achtet man darauf, desto leichter und feiner bemerkt man die Unterschiede und Beziehungen der Dinge. In großen Kreisen mag sich mehr Ungewöhnliches zutragen; allein schmiegt sich dieses dem Gemüthe so an, enthüllt es ihm die mannichfaltigen Reitze, gewährt es ihm den reichen, stillen und dauernden Genuß wie das Gewöhnliche im kleinen Kreise? kann man es so beschauen, sich so nahe bringen, so lange festhalten, sich so innig damit vereinigen? sind die Gefühle, die man davon empfängt, wohl je unvermischt angenehm? eilen sie nicht schnell vorüber, um neuer Unruhe, neuem Verlangen und endlich der drückendsten Leerheit Platz zu machen? wird man nicht zuletzt auch gegen das Ungewöhnliche gleichgültig? Wo viele Menschen mit einander leben, die sich werth sind, und sich bald auf diese bald auf jene Art berühren, wo für den

Einen dies, für den andern jenes eingerichtet werden muß: wer kann da über Einförmigkeit klagen?

Einem weitläuftigen Hauswesen vorstehen, das Gewühl einer vielfachen Geschäftigkeit leiten, hier anweisen, dort zurecht helfen und verbessern, da selbst mit eingreifen, die Kräfte gehörig vertheilen, alles überdenken, Ordnung hervorbringen, überall etwas werden sehen, das Gewordene weiter bilden und gut verwenden, Nutzen, Bequemlichkeit, Vergnügen damit schaffen — wahrlich ein schöner Beruf! Und wie angenehm fühlt man, daß man da ist — und nicht umsonst da ist, daß man etwas kann und leistet, daß man sich lieb und werth macht, und sein Daseyn mit dem Ganzen verschlingt! Auch dieser Theil der weiblichen Bestimmung ist größer, ehrwürdiger, freudenreicher und belohnender, als wir oft denken. Verstimmung und Trägheit, Ueberspannung und Vorurtheile sind es, was

ihn uns als etwas Geringfügiges, Erniedrigendes oder Lästiges betrachten läßt.

Freylich fällt manches Geschäft vor, das wenig Reitz und viel Beschwerde hat, wobey es an Verdrießlichkeiten nicht zu fehlen pflegt, wobey der Geist leer ausgeht und es einem öde werden möchte im Herzen. Aber keins, das man sich nicht selbst erleichtern, wobey man sich nicht bey guter Laune erhalten könnte, wenn man sich bewacht, und sich der aufkeimenden ärgerlichen Empfindung aus allen Kräften widersetzt; keins, das nicht zu etwas Erwünschtem oder Erfreulichem führte, das nicht den dabey bewiesenen Fleiß belohnte; keins, woran der Geist nicht etwas zu knüpfen, worein das Herz nicht etwas zu legen wüßte, wobey es nicht der verständigen Ueberlegung bedürfte, wovon das Gemüth nicht auf irgend eine Weise angeregt würde, womit es nicht möglich wäre, in eine gewisse Vertraulichkeit zu kommen, wie man wohl mit unbe-

deutenden Menschen in Vertraulichkeit kommt, wenn man sie für das nimmt, was sie sind, und nicht mehr von ihnen begehrt, als sie zu leisten vermögen. Und thut es nicht wohl, sich zuweilen einer gewissen Beschränktheit anzupassen, zu lernen, sich auch darin bequem finden, gewahr zu werden, daß das Leben in jeder Gestalt etwas uns Verwandtes behält, daß es überall menschlich, in den fremdesten Zügen uns ähnlich, und in der scheinbar tiefsten Herabsetzung nicht so ganz gemein ist, wenn man es nicht gemein behandelt — und bey dem, was herabzieht und uns in die kleinen Dinge der Erde verwickeln will, den Geist immer aufrecht zu erhalten?

Ueberdies ist ja alles, was ich im häuslichen Kreise zu besorgen habe, meine Pflicht, und schon deßwegen darf sich mein Gemüth nicht dawider sträuben, schon dieser Gedanke muß die Unlust verdrängen, und eine freudige Willigkeit erzeugen.

Meine Pflicht — wahrlich ein großer und ernster Gedanke! Das Weib, indem es Pflichten hat, tritt mit dem Manne, dem es sich in so mancher Hinsicht nachgesetzt sieht, in gleiches Recht; seine Pflichten begründen seine Würde. Nicht auf dem, was die Pflicht von uns fordert, sondern darauf, daß sie überhaupt von uns fordert, daß sie uns einen Zwang an uns selbst ansinnt, und daß wir im Stande sind, ihr Folge zu leisten, ruhet des Menschen Adel. Hoch sollte uns bey der Vorstellung der Pflicht das Herz schlagen, Selbstachtung sollte uns dabey ein mächtiger Antrieb werden, das Schwerste willig zu vollbringen. Das Weib, welches seine Pflicht verletzt, fällt doppelt tief, weil es sich allein durch treue Erfüllung derselben in der Höhe erhalten kann.

Ich will es mir recht deutlich denken, und recht tief einprägen, was das heißt: meine Pflicht, damit, wenn je eine Verstimmung mich anwan-

deln sollte — es könnte mir ja wohl begegnen — ich sie durch Pflichtgefühl niederkämpfe. Hilf mir, Gott, daß dieses Gefühl immer wach, lebendig und herrschend in meiner Seele bleibe.

Eine treu erfüllte mühsame Pflicht — welch' eine frohe Erinnerung! welch' ein süßes Bewußtseyn! welche Heiterkeit verbreitet sie durch unser Wesen!

Das langweilige, reitzlose mit mancherley Verdrießlichkeiten verknüpfte Geschäft trägt zu meiner Bildung bey — vielleicht mehr als dasjenige, wobey sich der Geist angenehm unterhalten findet. Ich habe Gelegenheit, mich in der Geduld, in der Nachsicht, in der Güte und Gelindigkeit, in der Herablassung, in der Herrschaft über mich selbst und in der Fähigkeit, auch dem Widrigen und Lästigen etwas Freundliches abzugewinnen, und mich selbst aufzuheitern zu üben. Wahrlich ein bedeutender Vortheil! um deß willen ich es mir wohl gefallen lassen kann,

daß ich nicht mehr so viel Zeit als sonst der Lektüre und den Künsten, in denen das Weib sich wohl einige, das Leben verschönernde, Fertigkeit erwirbt, zu widmen im Stande bin.

Und habe ich nicht auch viele — ja, sehr viele angenehme Pflichten zu erfüllen, Pflichten die ganz mit der Neigung des Herzens übereinstimmen, die ich erfüllen würde, erfüllen müßte, wenn ich sie nicht als Pflichten kennte, Pflichten, deren Wichtigkeit für das Lebensglück der mit mir verbundenen Menschen, deren weit sich ausdehnender Einfluß, deren Zusammenhang mit dem, was dem Weibe das Theuerste und Heiligste ist, sogleich in die Augen fällt?

Ich bin das glückliche Weib eines achtungswerthen, trefflichen Mannes, der sein Weib und seine Kinder so zärtlich liebt, so treu für sie sorgt, und in seinem Berufe so unermüdet arbeitet. Ein heiliges und schönes Geschäft, ihm das Leben bequem und angenehm zu machen!

Zwar fehlt es bey ihm nicht an Eigenheiten, die zuweilen in eine unfreundliche, beynahe herbe, Begegnung, überschlagen, und ein empfindliches Gemüth tief verletzen können. Aber wer hätte denn nicht seine Schwächen? Wie leicht theilt sich uns von den Eindrücken, die wir empfangen, und von den Dingen, mit welchen wir verkehren, etwas Unebenes mit, das die besten Gesinnungen nicht abglätten, besonders unter den vielfachen Aufregungen, denen die Männer ausgesetzt sind! Wer wäre so vollkommen Herr über sich, dergleichen immer für das zu erkennen, was es ist, und wenn er es dafür erkennt, es im täglichen Umgange nie zum Ausbruche kommen zu lassen? Wie viele herrliche Eigenschaften besitzt er, die es wohl verdienen, daß man ihretwegen die kleinen Fehler übersieht! Und habe ich nicht oft bemerkt, wie ernstlich er gegen sich selbst kämpft? hat er mir nicht oft unter Thränen sein Unrecht gestanden? ist es mir nicht oft gelungen, durch

sanfte

sanfte Vorstellungen, selbst in den Momenten der Leidenschaft, seinen Sinn zu besänftigen und zu lenken, wofür er mir nachher immer mit Rührung gedankt hat? So will ich fortfahren; ich will mich noch mehr zusammen nehmen, daß auch nicht eine augenblickliche Aufwallung mich zu Uebereilungen hinreiße. Zum Dulden und Schonen und Nachsehen sind wir Weiber geboren, die Natur hat uns mehr Anlage dazu als den Männern verliehen, sie hat uns die Milde und Fügsamkeit in das Herz gelegt. Ja, ich will freundlich bleiben, wo ich ihn unfreundlich finde; ich will ihn nicht stören bey verdrießlichen Arbeiten; ich will ihm nicht lästig fallen bey übeln Stimmungen; ich will ihn nicht mit den kleinen Unannehmlichkeiten, die sich im Hauswesen ereignen, beschweren, wenn ich nicht dabey unumgänglich seines Rathes und seiner Unterstützung bedarf; ich will selbst schlichten und in Ordnung bringen, so viel ich kann, und es dann

der Vergessenheit überliefern; ich will mich ihm immer mit einem heitern Gesichte und in reiner, freundlicher Bekleidung zeigen; ich will alles Mißfällige möglichst von ihm entfernen; ich will dafür sorgen, daß seine Umgebungen schön und ansprechend seyen, daß er sich überall und am meisten in meiner Nähe wohl fühle, daß die Stunden, die er bey mir und seinen Kindern zubringt ihm süße Erholung und ungetrübte Genüsse gewähren. Er thut so viel für mich; wie sollte ich es ihm nicht auf alle Weise vergelten — ihm, dem Schöpfer meiner ganzen Erdenglückseligkeit, für den mein Herz voll Liebe ist.

Ich bin Mutter; welch ein weiter Kreis heiliger und schöner Pflichten öffnet sich mir hier! Eine Mutter — was kann, was soll sie ihren Kindern seyn! wie viel Angenehmes und Gutes ihnen erweisen, wie viel Schlimmes verhüthen, wie viel Gefährliches und Nachtheiliges von ihnen abwenden, wie viel Beßres in ihnen pfle-

gen, bewahren, entwickeln! Manches davon lehret das Herz, manches belohnet sich auf der Stelle; aber auch manches lehrt das Herz nicht, bey manchem auch widerstrebet das Herz, zu manchem muß das Herz Gewalt an sich üben. Es gibt hier nicht wenige Besorgungen, die, bey der zärtlichsten Liebe, nicht immer die Geneigtheit in uns antreffen, welche wir haben sollten, die sogar saure Selbstverläugnung fordern. Laß mich, Gott, da nicht ermüden, laß mich nie den Muth, die Lust, den freudigen Sinn verlieren. Du weißt, wie ich meine Kinder liebe, und wie mir ihr Wohl am Herzen liegt; daß es mir doch nie an der hier nöthigen Aufmerksamkeit, Beharrlichkeit, Festigkeit und Vorsicht fehlen möchte! daß ich doch immer das Rechte erkennte, und dann willig übte! daß doch immer die Liebe begleitet wäre von hohem, lebendigem Pflichtgefühle! daß doch auch nicht das Kleinste von mir gering geachtet und versäumt würde!

Auch gegen die mir untergebnen Menschen, gegen diese vom Glücke schlecht bedachten, in so vieler Hinsicht verwahrlosten, zum Theil höchst unwissenden und ungebildeten Menschen habe ich Pflichten. Sie sind Menschen, und ich bin ihnen Achtung schuldig. Ihnen eine, ihrem Stande angemessene, frohe Existenz zu verschaffen, Ordnung, Sitte, Zufriedenheit, ein gegenseitiges gutes Verhältniß unter ihnen zu bewirken, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihnen durch Lehre und Rath nützlich zu werden, ihr rohes Wesen zu mildern, ihr Gefühl zu verfeinern, sie zum Fleiße, zur Sparsamkeit, zur Dienstfertigkeit und Verträglichkeit zu gewöhnen, sie anzuleiten, in dem Vortheile des Haushaltes zugleich ihr eignes Bestes zu befördern, und das Wohl ihrer Zukunft durch ihre gegenwärtige Lebensart zu begründen: gewiß ist dies eine würdige und belohnende Sorge der Hausfrau.

Weit entfernt, daß ich mich über meine Lage

beschweren dürfte, habe ich alle Ursache, mich glücklich zu schätzen. Das will ich denn auch immer dankbar erkennen, meinen Beruf ehren, und mich ihm immer mehr, mit allem was ich bin und habe, anfügen; ich will mich bestreben, alles zu leisten was ich kann, damit von meinem Daseyn recht viel Freudiges und Gesegnetes ausgehe. Manche Stunde bleibt mir noch zu meiner eignen Bildung übrig, ich will sie gewissenhaft benutzen, damit was mir obliegt immer besser geschehe.

21.

Auguste.

Am Weihnachtsfeste.

Es bleibt doch das schönste unter allen Festen — das Weihnachtsfest. Dem einzigen Fleckenlos-Reinen unter allen, die je gelebt haben, dem erhabensten Gottesfreunde und edelmüthigsten Menschenfreunde, dem gütigsten, mildesten und sanftesten, und zugleich dem muthvollsten, unerschrockensten, standhaftesten Zeugen der Wahrheit, dem größten Wohlthäter unsers Geschlechtes, dem, an welchen man nicht denken kann, ohne daß das Herz davon weit wird, der die Ehre und Wonne der Menschheit — der gewiß mehr als ein Mensch, und doch so menschlich war, ist es geweiht. Wer verdiente mehr, als Er, daß ihm ein Fest gefeyert werde! wessen Fest könnte so schön seyn, als das seinige! Bey seinem Bilde

— an seinem Tage bewegt sich alles, was von hoher und seliger Empfindung in uns ist. Wir treffen hier alles an, was uns die Geburtstage derer, die wir lieben so festlich macht, nur geistiger geartet, und in mancher Hinsicht noch rührender und froher: denn erkennen nicht die Guten in ihm den Freund ihrer Seele, durch den ihr Leben unaussprechlich viel an Werth und Reitz gewonnen hat — den göttlichen Freund, der sich jedem gern verbindet, welcher seiner begehrt, und jedem, in nicht zu ermessender Fülle, Schätze des Höchsten und Besten verleiht, den sie im gleichen Maße verehren und mit der reinsten Liebe lieben müssen?

Ach, ohne ihn, wie vieles würde finster und traurig seyn, das jetzt hell und fröhlich uns ansieht! wie vieles würde schwer auf unserm Daseyn lasten, unter dem wir jetzt leicht uns aufrichten! wie mancher bange Traum, wie mancher düstre Wahn würde uns schrecken, wo jetzt lieb-

liche Bilder uns umschweben! Für alle unsre Sorgen und Angelegenheiten finden wir bey ihm Rath und Hülfe, für unsere Schmerzen Linderung, für unsere Wunden Balsam, in unsern Irrungen Zurechtweisung, in unsrer Schwachheit Stärkung, in allen Ungewißheiten befriedigende Belehrung. Im Froste der Erde erwärmen uns die Strahlen des Himmels! in die dunkle Nacht des Todes fällt das Licht des Himmels; in der Fremde erquicken uns süße Heimathsgefühle; die Hand der Liebe leitet uns über die beschwerlichen Stellen unsers Weges und in die wehmüthigen Bewegungen des Abschiedes mischt sich heitre Vorempfindung des Wiedersehens. Wo sein Sinn ist, da schmücken Blüthen der Freude die rauhesten Pfade, da breitet ein heitrer Himmel über farbenreichen Gefilden sich aus, da lieben sich die Menschen, wie Brüder, und erweisen einander gern jegliches Gute, und theilen mit einander Lust und Leid,

und stehen einander freundlich bey, da vergeben, da segnen sie einander, da vertrauen sie der Güte, die ewig weise über ihnen waltet, und sind fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal. Und sein Sinn, der so natürlich, so einfältig, so menschlich ist, könnte er nicht überall seyn? muß er nicht überall seyn, wo man ihm folgt? Ein Himmelreich wollte er auf Erden gründen, und wahrlich an ihm liegt es nicht, wenn es nicht wirklich auf Erden angetroffen wird.

Wie schön, daß dieses Fest gerade in die dunkelste Zeit des Jahres fällt, in welcher der Gedanke des Lichtes uns inniger entzückt, und alles, was an Licht, das wir jetzt vermissen, erinnert, uns lieblicher wird! Ein Morgenstern in der Finsterniß, ein Tag mitten unter Nächten, steigt es gleichsam vom Himmel herab in die Tiefen unsers Wahnes, unsrer Noth und unsrer Sorge — recht zum Zeichen, daß es den armen Menschen Trost und Freude werden sollte — ja den ärmsten

am meisten. In die Hütten des Elendes kehrt es ein mit der Bothschaft des Friedens und der Lust. Den Armen ward das Evangelium geprediget, denen, die nichts auf der Welt haben, der Himmel angebothen und versichert, denen, die die Welt ausstößt, haßt und verfolgt, im Himmel eine Freystatt geöffnet, denen, welchen die Welt alles versagt, bis auf die Stätte, wo sie ihr Haupt hinlegen können, der Reichthum des Himmels zugesagt: denen, welche demüthig in der Welt wandeln, die Ehre des Himmels beygelegt. Die Geplagten im Volke sollten Menschlichkeit erfahren, die Mühseligen und Beladenen Ruhe finden für ihre Seele. Darum, wer das ganze Jahr hindurch nicht von Herzen froh werden konnte, mag es wohl zu Weihnachten seyn. Aber auch den Reichen und Glücklichen der Erde ist dieser Tag vom Himmel geschenkt: denn wer wäre so reich und glücklich, daß er nicht des Trostes und der Freude bedürfte, die von diesem

Tage ausgehen? Allem Volke ist große Freude wiederfahren, denn heute ist der Heiland geboren: so wurde die Begebenheit desselben zuerst angekündigt. Es freue sich denn auch mein Herz mit recht inniger und seliger Freude!

Der die himmlischen Gaben brachte, bringt auch alljährlich die irdischen — das Kind bringt sie den Kindern, das Kind, das vom Himmel kam, den Kindern auf Erden, der Kinderfreund, von dem unsre Kinder so gern hören, der die Kinder an sein Herz drückte und segnete, durch den unsre Kindheit so viel heller und schöner geworden ist, dem sie so viel sanfte, edle und frohe Empfindungen verdankt, denen, welchen, um ihrer Unschuld, Wahrheit und Einfalt willen, das Himmelreich gehört. Das Fest des Liebevollen, an dem man das Bild der ewigen Liebe sah, der durch sein Daseyn, wie durch sein Wort und seine That, von dieser Liebe zeugte, der nichts als Liebe im Munde und im Herzen

hatte, wird ein Fest der Elternliebe, der Kindesliebe und der Geschwisterliebe, wo Liebeserweisungen und Liebeserwiederungen, wo Handlungen und Freuden der Liebe sich reitzend verschlingen, und in den häuslichen Kreis ein Himmelreich bauen.

Wie viel gewinnt dadurch dieses Fest an Reitz und Lust auch für die Erwachsenen! Heitre Erinnerungen an unser Kindheitsleben, an die reichen Bescheerungen, womit da das Weihnachtsfest glänzend hereinzog, an die süßen Erwartungen, in denen das Herz ihm entgegen zitterte, an die Fülle und den Zauber der Glückseligkeit, welche so manche köstliche Ueberraschung, das Bewundern der ungemessenen Herrlichkeit, das Besehen, Betasten, Vorzeigen, Umhertragen, Besprechen, Bejubeln, das Gebrauchen und Genießen der Schätze, in der Vorstellung eines unerschöpflichen Ueberflusses uns verschafften, an das Schwelgen in dem, nach kindischem Wahne,

bey aller Ueppigkeit, kaum aufzuzehrenden und durchzubringenden Besitze, an die stolze Sicherheit, bey so vielen vorauszusehenden Wonnetagen — und die frohen Nachgefühle von dem allen mischen sich in die festlichen Empfindungen.

Auch dem, welcher keine Kinder hat, und keine Kinder erfreuen kann, und von keiner Kinderfreude begrüßt wird, öffnen sich die Paradise der Kindheit in dem Morgenschimmer und dem blühenden Frühlingsschmucke seines Lebens; um den Gedanken des himmlischen Kindes versammeln sich leicht und willig die seligen Träume der Kindheit und alles, womit ein heitrer Himmel, eine lachende Welt und ein offnes, unbefangenes, reines, genügsames, sorgenfreyes, hoffendes Herz die Anfänge des irdischen Daseyns verschönerten.

Wie ganz anders aber — mit welcher strahlenden Jugendwonne erscheint dem das Fest, der selbst Kinder hat, der Kinder beschenken kann,

um den die Kinderfreude tanzt und jauchzt und triumphirt! wie viel froher steigen in ihm die Erinnerungen und die Nachgefühle auf! wie bewegt sich ihm das Herz in unaussprechlicher Rührung beym Blick auf die glücklichen Kinder! Nicht bloß, daß wir die Freude der Glücklichen theilen, und die eigne Kindheitsfreude wieder empfinden; der Gedanke an unsre Kinder drängt sich heute in mannichfaltigen Anregungen wunderbar zu unserm Herzen; das Herz will sich mit diesem Gedanken beschäftigen, ihn ganz fassen, ihn ausdenken, sich darein verlieren, alles dessen inne werden, was dieser Gedanke umschließt, und in ihm zu erwecken vermag; es will erfahren alle Liebe zu den Kindern, alle Sorge um sie, alle Hoffnung für sie, allen Segen, denen uns der Himmel in ihnen verliehen.

Den Müttern ist es ein ganz besondres Fest — das Fest der heiligen Nacht. Eine Mutter

macht es so froh, wenn sie den Kindern geben, wenn sie recht aus der Fülle der Liebe geben kann. Die Mutter lenkt heute ihren Sinn von dem Kinde des Himmels auf die eignen, und diese stellen sich ihr in den Schimmern des Lichtes dar, das dieses Kind umfloß, und das auf Bethlehems Gefilden mitten in der Nacht leuchtete; von den Lobgesängen der himmlischen Geister, welche die herrliche Geburt feyerten, glaubt sie ihren Kindern etwas zueignen zu dürfen; sie vernimmt darin Worte des Trostes und der Verheißung, über alle Kinder in der Christenheit ausgesprochen; sie sieht ihre Kinder dem Kinde des Himmels zugesellt, mit ihm theilend die Ehre und die Liebe und alles, was an ihm köstlich war.

Welch' eine glückliche Mutter, die dieses Kind unter ihrem Herzen getragen und geboren hatte, die ausrufen konnte: von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder, die schon

gleich nach seiner Ankunft Zeuge war von der Aufmerksamkeit, die es erregte, von den Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, von den Erwartungen, mit welchen man auf dasselbe hinblickte! Vernahm sie gleich auch bald das bange Wort: es wird ein Schwert durch deine Seele gehen; doch war sie eine glückliche Mutter, und wurde es noch mehr durch den hohen, herrlichen Sohn, der mit Gottesgröße lebte, sprach und wirkte, und zahllosen ein gepriesener Helfer wurde. Selbst als das Schwert durch ihre Seele ging, blieb sie eine glückliche Mutter — eine glückliche schon durch ihre Mutterliebe und durch das Große, Heilige ihres Schmerzes.

Glücklich ist gewiß jede Mutter durch ihre Mutterliebe, auch bey mannichfachem Mutterschmerz, wenn nicht der tiefe Kummer um ein entartetes Kind ihr das Herz durchbohrt; ach dann ist sie unglücklich, mehr als sich sagen läßt unglücklich, unglücklich durch ihre Mutterliebe.

Wie

Wie man doch seine Kinder liebt! wie das Herz an ihnen hängt! wie man so gern sich für sie hingibt und aufopfert! wie man das Theuerste gering achtet, wenn die Kinder es verlangen! wie man das Schwerste leicht findet, wenn es für die Kinder geschieht! wie man sich vergißt und das Ungemach kaum fühlt, wenn es mit der Pflege der Kinder verbunden ist! wie es wohl thut bis in's innerste Herz, ihnen etwas Erquickendes oder Erfreuendes gewähren zu können! wie man sich in sie hinein fühlt, hineinlebt! wie man oft in der Zukunft schwärmt und sich seligen Träumen von der Kinder Glück und Ehre überläßt!

Auch ich bin eine glückliche, eine sehr glückliche Mutter. Dafür steige, Gott, heute zu dir mein innigster, frohester Dank empor. Du gabst mir Kinder, du wendetest mir ihr Herz zu, du erhieltest mir ihr Herz. Sie sind alle gesund, gut geartet, und berechtigen zu ange-

nehmen Hoffnungen. Das Böse ist von ihnen fern geblieben, manches schöne Gefühl ist in ihnen erwacht, manche edle Neigung hat sich in ihnen entwickelt. Bis jetzt hat mir keins Verdruß oder Kummer zu Wege gebracht, bis jetzt habe ich keine Ursache von Einem bange Besorgniß zu hägen. Ihr Gemüth ist mir geöffnet, sie nehmen gern die mütterliche Lehre an, und folgen vertrauend dem mütterlichen Rathe, sie beeifern sich, mir, so viel an ihnen ist, Gutes und Liebes zu erweisen. Du hast ihnen den bessern Sinn mitgetheilt, du hast meinen Fleiß und meine Sorgfalt gesegnet. Hätten sie ein schlimmeres Naturell mit auf die Welt gebracht, hättest du nicht meine Gedanken auf das Rechte geleitet, hättest du nicht vor Verderblichem sie bewahrt, und so manches Versehen, dem man, ungeachtet der größten Behutsamkeit, nicht ausweicht, wieder gut gemacht, hättest du nicht meine Bemühungen unterstützt, und die Umstände zu

ihrer Begünstigung gewendet: so könnte ich auch wohl zu den unglücklichen Müttern gehören, die über ihre Kinder blutige Thränen vergießen, die das Herzeleid, welches sie von ihren Kindern erleben, in das Grab wirft. Worte vermögen es nicht, dir, Gott, meinen Dank zu bezeichnen; aber du siehst in mein Innerstes, nimm denn gnädig die Empfindungen auf, die zu dir emporwallen.

An dein Herz lege ich heute meiner Kinder Wohl und alles, was mich in Ansehung ihrer zuweilen beunruhigt und bekümmert. Bey dem redlichsten Willen, der treuesten Anstrengung und größten Achtsamkeit in der Erziehung seiner Kinder, wie leicht kann man etwas versäumen, oder irgend worin fehlen! und wie vieles bleibt übrig, woran wir nichts vermögen! Man übersieht oft das Bedenkliche, oder erkennt es nicht dafür; man sagt, man thut etwas, was man nicht sagen, nicht thun sollte, weil man an die nachtheilige Wirkung nicht denkt, oft sie nicht

einmal ahnet; man läßt die Gelegenheit vorbeygehen; man irrt in der Wahl der Mittel; indem man das Eine Böse bestreitet, erregt oder verstärkt man nicht selten ein andres; man hat nicht die Kraft, mit Nachdruck zu versagen, mit Ernst anzuhalten, daß etwas geschehe; ach, die Liebe, die das Mutterherz so kühn und stark macht, macht es auch so verzagt und schwach; das zarte Gemüth ist so empfänglich für Eindrücke jeder Art, und man ist nicht im Stande es überall zu bewachen, und jedes Schädliche von ihm abzukehren. Stehe mir bey, Gott, daß es mir ferner gelinge. Deine Weisheit erleuchte mich, wo meine Einsicht zu beschränkt ist; dein Einfluß stärke das schwache Herz, wo ich zu sehr meine Menschlichkeit fühle. Und wenn das mütterliche Auge die Kinder in der Ferne nicht mehr behüthet, wenn die mütterliche Stimme sie da nicht mehr erreicht: dann behüthe und beschirme du sie, daß die Verführung sich nicht

ihrer bemächtige, daß nicht der Leichtsinn sie bethöre, und die Reitze der sinnlichen Lust ihr Herz verderben.

Gott, könnte ich sie doch alle behalten, die du mir gegeben hast! ihrer sind viele, aber Eins von ihnen zu verlieren — o, es wäre eine schwere Prüfung! Könnte ich doch durch meine Arbeit, durch meine Thränen, durch meine Gebete sie bewahren vor bittern Lebenserfahrungen, und ihre künftige Zufriedenheit sicher stellen! Könnte ich doch das Ungemach, das du über sie verhängen wirst, für sie tragen! o mit Freuden wollte ich es übernehmen. Aber das kann ich ja nicht, und das würde ihnen ja nicht gut seyn; denn du verhängst alles über jeden zu seinem Besten. Laß es ihnen nur nicht zu hart werden! Nein, das wirst du nicht; du wirst dich gnädig an ihnen erweisen, du wirst ihnen helfen überstehen, und ihnen aus ihren Thränen höhere Glückseligkeit bereiten; du wirst es ihnen

verleihen, daß sie als edle und nützliche Menschen ihre Tage verleben. In allem Uebrigen will ich mich deinen weisen und gütigen Rathschlüssen unterwerfen, und mich heute, im Vertrauen auf deine väterliche Leitung, ganz der frohen Mutterempfindung und den seligen Gefühlen des Dankes überlassen, und nur um das Eine flehen: segne, segne, o Gott, meine Kinder!

22.

Die kleine Louise.

Ich habe dich recht von Herzen lieb, du guter Vater im Himmel, beynahe so lieb wie meine Mutter. Ich glaube, ich würde dich am allerliebsten haben, wenn ich dich sehen könnte; aber das kann ich nicht, und kein Mensch kann es. Ob ich dich gleich nicht sehe, so weiß ich doch viel von dir. Du hast das alles geschaffen, was wir essen und trinken und anziehen, und worüber wir uns freuen, und das grüne Gras und die schönen Blumen, die bunte Wiese und die hohen Bäume, und die herrlichen Dinge, die im Garten, auf dem Felde und auf den Bäumen wachsen, und die lustigen Vögel, und hast ihnen das lustige Wesen und die süße Stimme gegeben, und sie die holden Liederchen gelehrt, du hast gemacht, daß die Sonne so lieblich scheint,

und der Himmel so blau ist, und wir so fröhlich seyn können. Du hast mir auch die gute Mutter geschenkt, und was ich von der Mutter bekomme, das bekomme ich von dir, du hast es der Mutter gegeben, damit sie es ihren Kindern geben möchte.

Sehr, sehr freue ich mich über dich; ich will mich fleißig bestreben, ein frommes Kind zu seyn, damit du dich auch über mich freuen könnest. Du freust dich gewiß über gute Kinder — aber über böse nicht, über die freut sich ja auch die Mutter nicht, und niemand.

Dich und die Mutter lieb ich in Eins. Könnte ich dich sehen, es wäre noch ganz anders. Wenn mir die Mutter etwas gibt: so blickt sie mich dabey hold und freundlich an, und ist dann noch einmal einmal so schön; oft sagt sie ein gutes Wort dazu, das mir bis ins Herz geht; oft nimmt sie mich in den Arm und an ihr Herz, und küßt mich, und nennt mich ihre

liebe Louise, und schließt mich fest an sich. Darum muß ich sie über alles lieb haben.

Indem ich der Mutter ins holde, freundliche Angesicht sehe, und ihre sanfte Stimme höre, kommt es mir vor, als sähe und hörte ich dich nun auch, als blicktest du aus der Mutter Auge, als sprächest du aus der Mutter Munde, und ich kann dich dann viel besser lieb haben. Die Engel sollen wohl so seyn, wie dann meine Mutter ist.

Ich bitte recht inständig, lieber Gott, vergilt's doch der Mutter, daß sie so gut ist, so himmlisch gut — und so willig bey aller Last und Beschwerde, die sie mit uns hat. Es muß der armen Mutter doch zuweilen sauer werden. Wie sie sich plagt, daß es uns nirgends fehlen möge! wie sie sich's gern abzieht, um uns ein Vergnügen zu verschaffen! wie sie sich grämt, wenn Eins von uns leidet! Du weißt's ja wohl, lieber Gott. Als ich neulich krank war,

hat sie Tag und Nacht an meinem Bettchen gesessen, und mich gehüthet und gepflegt, und gebethet und geweint, daß ihre Augen ganz roth waren, und sie zuletzt es nicht mehr aushalten konnte, und selbst krank davon wurde. So macht sie's mit uns allen.

Wir können ihr das nicht vergelten; wir können sie nur dafür lieben. Aber das ist nicht genug, vergilt du es ihr lieber Gott. Möchte sie nur keinen Verdruß von uns haben! Ich habe sie auch wohl schon durch mein Betragen gekränkt, ich wollt' es gewiß nicht, aber ich hatte mich nicht genug in Acht genommen, ich hatte nicht daran gedacht, und da kam's denn so. Nachher hat es mir immer bittre Thränen gekostet. Die Mutter schilt nicht, wenn wir unartig sind, aber sie wird ernst und traurig, und sieht einen so an, daß einem das Herz im Leibe sich umwendet: da kann man sich gar nicht zufrieden geben. Nein durch mich soll's ihr nicht

noch saurer, sondern alles leichter werden. Ich will mich künftig besser in Acht nehmen, und immer an der Mutter Worte denken. Ich will fleißig aufmerken, daß ich viel lerne, und geschickt werde in allen schönen Dingen, daß die Mutter an mir Wohlgefallen habe. Ich will ihr in allen Stücken folgen, und ihr nichts als Freude machen.

Die gute Mutter ist noch immer betrübt um den Vater, Stundenlang stehen ihr oft die Thränen in den Augen, und da hilft's nichts, daß wir uns bemühen, ihr Angenehmes zu erzeigen, sie wird nur noch betrübter davon. Man merkt's wohl, ob sie es gleich nicht sagt, und sich stellen will, als sey ihr doch etwas Gutes geschehen. Da bleibt uns denn nichts übrig, als wegzugehen, ein stilles Plätzchen zu suchen, und auch zu weinen. Wenn die Mutter weint, wie könnte man sich freuen! Mir wird alles Leid, und das Herz so schwer, daß ich es nicht mehr

halten kann. Ueberall kommt's mir öde und traurig vor. Lieber Gott, die Mutter hat sich nun genug um den Vater gegrämt, den du zu dir in den Himmel genommen hast, man soll sich doch nicht immer grämen; du kannst es ja wohl einrichten, daß die Mutter wieder fröhlich wird. Schlage mir dafür etwas anders ab, und richte es so ein.

Um den Bruder Eduard hat die Mutter viel Sorge und Bekümmerniß, da er weit weg ist, und sie nicht auf ihn Acht haben, und ihn ermahnen, und vor bösen Dingen bewahren kann. Habe du doch auf ihn Acht, und laß ihn gesund und gut bleiben, und laß uns immer hören, daß es ihm gut geht, und er uns lieb hat, und daß die Menschen gegen ihn freundlich sind. Segne alle meine Geschwister und behüthe sie, daß ihnen nichts Leides begegne, und bescheere ihnen viel Angenehmes und Nützliches.

Vergiß die kranke Emilie nicht. Sie steht

schon so lange große Schmerzen aus. Laß sie bald, bald wieder gesund werden, und wieder mit uns spielen, und sich freuen. Was hätte sie jetzt für Freude! Ich habe es doch viel besser — und Emilie war immer ein gutes Kind, die verdient weit mehr Freude zu haben als ich. Ich will ihr alles bringen, was ich schönes geschenkt bekomme. Wäre es nicht möglich, daß ich etwas an ihrer Stelle litte? gern, gern wollte ich.

Gestern habe ich Kinder gesehen, die keinen Vater und Mutter mehr hatten, Vater und Mutter waren ihnen abgestorben. Das sind doch unglückliche Kinder! Man konnt' es ihnen auch ansehen, es war als ob ihnen im Gesicht geschrieben stände: keinen Vater und keine Mutter. Den ganzen Tag hat es mir in den Gedanken gelegen. Karoline sagte mir: der liebe Gott ist ihnen Vater und Mutter, und gibt den Menschen in den Sinn, für sie zu sorgen. Darüber habe ich mich sehr gefreut. Thue es doch ja

lieber Gott. Ich danke dir recht von Herzen, daß ich noch eine Mutter habe, eine gute liebe Mutter. Nicht alle Mütter sind gute, liebe Mütter. Manche gehen hart und rauh mit den Kindern um, als ob's nicht ihre Kinder wären.

Darf ich bitten, lieber Gott: heute auch eine kleine Freude für mich? Es wird dir ja nicht darauf ankommen, du hast so viel Freude. Müßtest du es andern abnehmen oder abziehen, dann wollte ich es nicht begehren. Aber, wenn es seyn kann. Ich weiß wohl, es kann nicht immer seyn. Die Mutter schlägt nicht leicht ab; doch sagt sie zuweilen, es kann jetzt nicht seyn, und das ist mir dann genug, ich verlange nun nicht weiter. Ich habe auch schon so viel bekommen, daß ich gern zufrieden bin, wenn's heute nichts ist.

V.

Anselm an Eugenius.

Zu Dir, mein Eugenius, eilen meine Gedanken hinüber in den stillen Nachtstunden. O, wie oft bist Du, wenn alles rings um mich her schläft und verstummt ist, aber das Tiefste meines Lebens nun mächtiger sich regt, und alle großen und heiligen Gefühle in der Brust wachen, und die Schatten, aus den Reichen der Vergangenheit kommend, ernst und schweigend und bedeutungsvoll daher ziehen, die Beschäftigung meiner Seele! Ja, dann, und wenn die Einsamkeit in der dunkeln Umlaubung des Waldes mich aufnimmt, ist es mir am meisten Bedürfniß Dein zu gedenken, Dich mir zu vergegenwärtigen, und mich in die glückliche Zeit unsrer beginnen-

den und reifenden Freundschaft, in die Zeit der aufstrebenden Kräfte, der herrlichen Ideale und der seligen Träume, da uns die ganze Welt grünte und blühte, und die Zukunft im Glanze der Sonne vor uns stand, zurück zu versetzen. Nirgends anders weiß ich Dein Bild hinzustellen, als unter die feyerlichen Gestalten, die dann mich umschweben; nirgends anders öffnet so sich der Sinn, es in allen seinen Zügen, bis auf den kleinsten herab, aufzufassen; nirgends anders kann das Auge so fest und unverwandt darauf hinschauen. Ist doch das Einsame, Dunkle, Schweigend-Feyernde immer der Charakter unsrer Freundschaft gewesen.

In weiter Ferne muß der Blick Dich suchen; aber unsre Geister sind sich nahe, und werden sich ewig nahe seyn. Eine Reihe von Jahren liegt zwischen der Zeit unsers Zusammenlebens und der jetzigen; aber jene Zeit wohnt mit den frischen, lebendigen Farben der Gegenwart, die

kein Wechsel der Verhältnisse und Schicksale verbleichen machen konnte, ewig jung in meinem Gedächtnisse. Die grünende und blühende Welt ist zum Theil erstarrt und von trüben Nebeln bedeckt; die im Glanze der Sonne strahlende Zukunft, in der es schon damals sich hier und da grau bewölkte, hat sich in eine finstre Nacht verwandelt, in welcher Verbrechen schleichen und Gespenster umgehen: aber was die in Welt und Zukunft fröhlich hinaus Schauenden vereinigte, ist den um die verlorne Welt und Zukunft Trauernden geblieben, und wird nicht aufhören, im Gefühl eines unermeßlichen Besitzes in unsern Seelen sich wirksam zu erweisen, und sie immerdar vereinigt erhalten.

Selten haben seit unsrer Trennung Worte dem Einen vom andern Kunde gebracht; nur das Wichtigste in den äußern Begegnissen des Lebens ward flüchtig gemeldet, und geschwiegen über die Veränderungen, die unterdessen in An-

sichten, Meynungen, Gefühlen, Bestrebungen, Erwartungen und Maximen vorgegangen. Davon bedurfte es nicht des Zeugnisses. Wir wußten's ja, daß, was wir so freudig das Unsrige nannten, durch nichts und auf keine Weise beeinträchtigt werden könne; und wie das Uebrige unter dem Einflusse der Erfahrungen und Verhältnisse sich habe gestalten müssen, das wußten wir auch Einer vom andern, ohne Worte.

Ueberall sind der Worte unter uns wenige gewesen. Die Gabe des Wortes fehlte uns; wir schämten uns des so oft entweihten Wortes; wir fürchteten, durch das Wort einer heiligen Sache zu nahe zu treten. Das Gemeine des Lebens mochten wir wohl einander beyläufig mittheilen, zur Kunde, Berathung und etwaigen Hülfe; über das Angelegentlichste reichten Hindeutungen, Winke, Blicke, eine hingeworfene Frage, eine halb ausgesprochene Bemerkung, ein Lächeln, ein freudiger Ausruf, ein erstickter Seufzer, eine

angehaltene Bewegung des Unmuthes, der Entrüstung, ein Druck der Hand, ein Ja, ein Nein, hin, uns zu verständigen; denn unsre Seelen begegneten sich, unsre Gedanken und Empfindungen konnten den unvollständigen Ausdruck aus dem Eignen ergänzen. Es gab Dinge, über welche es mir unmöglich gewesen wäre, mich in vielen Worten gegen dich zu erklären, und die uns doch oft Stundenlang unterhielten. Zu Herzensergießungen ist es unter uns nie gekommen, wie überhaupt alles Zärtliche unsrer Verbindung fremd geblieben. Fest und kalt bey verborgener Gluth hingen unsre Herzen an einander, mit einem die Rede verschmähenden und über alles Vermögen und alle Gewalt der Rede hinauf gerückten Vertrauen, in ihren Erhebungen und in ihrem Schmerze am innigsten sich in einander verlierend, wo das Irdische der Berührung am sorgfältigsten auswich.

Ich kannte das Geheime, womit Du kämpftest,

ohne es mir zu offenbaren. Ich sah den Aufruhr Deines Gemüthes und Du schwiegst. Nicht, daß Du es mir verheimlichen oder mich verschonen wolltest mit dem Unangenehmen. Was sich unwillkührlich äußerte, das gabst Du Dir keine Mühe zu verbergen, Du mochtest wohl, daß ich davon Zeuge sey, und schienst mich oft zu suchen, als ob Du Dich in meiner Nähe stärker fühltest. Das gehörte nicht in unsern Bund, zu rathen vermochte ich Dir nicht, hier war nur Ein Weg einzuschlagen, den sahest Du, den wolltest Du gehen. Allein mußtest du den schweren Kampf kämpfen, und glorreich hast du ihn bestanden. Ich feyerte still Deinen Sieg, meine Seele jauchzte Dir zu, Deiner Ehre sich freuend.

Auch Dir war jedes Geheime bekannt, was mein Inneres belastete und drückte. Liebend nahmst Du Theil, und erleichtertest wo Du konntest; indeß Du forschtest und fragtest nicht, und mir, wie schwer ich auch zuweilen daran trug,

däuchte es zu gering, sich in das hohe und freye Interesse unsrer, von jeder gemeinen Lebenssorge entfesselten, Freundschaft zu drängen. Aber wie hat Dein Anblick, wie ein einfaches Wort von Dir, wie das Bewußtseyn Dich zu besitzen den Gebeugten aufgerichtet, dem Müden neue Kräfte gegeben, zu entsagen, zu dulden, zu handeln!

Noch immer ist es Dein Bild, was mir vorschwebt, so oft eine viel entscheidende Wahl zu treffen, ein wichtiger Entschluß zu fassen, ein schwieriges Werk zu verrichten, eine bittre Erfahrung zu verschmerzen, etwas Gefährliches zu wagen ist. Es genügt mir nicht, zu wissen, was Du in einem solchen Falle thun, oder wozu Du ermuntern würdest, und durch die Erinnerung an Deine Gesinnungen und Grundsätze, durch das Verlangen, mich Deiner werth zu erweisen, und mir Deinen Beyfall zu sichern, meinen Verstand zu erleuchten, und in meinem Herzen eine höhere Wärme für das Rechte und Würdige an-

zuzünden. Du selbst, in körperlicher Gestalt, mit jeder Eigenthümlichkeit Deines Wesens mußt mir erscheinen; in Deinem Gesichte muß ich lesen; aus Deinem Auge muß die Seele zu mir sprechen; ich muß Deine Billigung und Deinen Tadel in in der Vorstellung so erkennen, wie Du sie in der Gegenwart zu äußern pflegtest. Und auf diese Weise erzeugt wirklich in jedem bedeutenden Momente des Lebens die Phantasie Dein Bild zu einer Vollständigkeit und Anschaulichkeit, daß ich mich in Deiner Nähe zu befinden glaube.

Am Ufer des Rheines standen die Jünglinge vor der untergehenden Sonne, mit einem, von heiligen Erinnerungen, wie sie an den in stiller Majestät fortwallenden Strom sich knüpften, und von der mächtig aufwogenden Erwartung herrlicher Dinge, die jenseits der gewaltige Sturm gebären sollte, klopfenden Herzen. Wie der Strom an das Ufer schlug, so schlug die Empfindung an die bebende Brust. Dort sah unser

Wahn das untergesunkene Große sich erneuern, den schlafenden Genius der Menschheit erwachen, und das Morgenroth ihres schönen Tages heraufziehen. Da strahlte es in Deinem Auge, Dein Angesicht glühte, wir erkannten jeder in dem andern das Seinige, drückten fest die Hände in einander, und kehrten schweigend zurück. Dir entfiel eine Thräne, die Du nicht wegwischtest.

Wahn der Jugend war das. Indeß schäme ich mich nicht einst so gewähnt zu haben, ich würde mich schämen, wenn ich es damals nicht gekonnt hätte. Ein Glaube, der mehr als Wahn ist, hatte in den feurigen Seelen der Jünglinge den Wahn hervorgebracht. Nie hat der Wahn diese Seelen entweiht, berauscht oder verblendet. Wir haben nie unser Vaterland verachtet, nie fanatisch geschwärmt wie die andern, nie geschmähet und geschrien, gehöhnt und gelästert, nie das Laster gepriesen, und dem Verbrechen Beyfall zugejauchzt. Wir haben es in unsre Brust geschlos-

sen, und still gehofft, bis es sich zeigte, was daraus werden würde, und die Täuschung schrecklich sich aufdeckte. Das ist nun vorbey — und geendigt — es ist nichts gewesen.

Wir standen abermals am Ufer des Rheins in der Dämmerung eines stürmischen Novembertages, da wüthete jenseits das Verderben, Unmenschen würgten, und schändeten die Menschheit, deren Recht sie im Munde führten — Angst, Wehklagen und Verzweiflung allenthalben. Der finsterste Unmuth umwölkte Dein Angesicht, und Dir entfiel wieder eine Thräne, die wischtest Du schnell weg. Ich blickte traurig in den Strom. Krampfhaft ergriffst Du meine Hand, und drücktest sie noch fester als das vorige Mal. Da erst öffneten sich einander unsre Herzen, da begegneten sich unser Haß und unsre Liebe, um sich fest an einander zu klammern. Das Glühende und das Kalte, das Weiche und das Starre, das Dunkle und das Helle Deiner Seele enthüllte

sich der meinigen, und ich fand dich ganz in mir. Der Wahn war nun zerstört, der Verstand trat an seine Stelle; unser Inwendiges aber war unversehrt geblieben, gerettet war der Glaube an das Große und Heilige, dem wir uns gelobt hatten.

Noch träumten die Jünglinge von einer Wahrheit, die, einst über die Unwissenheit, den Aberglauben und den Unverstand siegend, vom Throne bis zur niedrigen Hütte ihr Licht verbreitend, allenthalben der Völker Heil, Tugend und Glückseligkeit hervorbringen müsse, und kühn strebte der Geist ihr nach, forschend in den Schriften der Weisen — von einem Rechte, das sich allenthalben geltend machen, von einer Würde der menschlichen Natur, die sich allgemeine Anerkennung verschaffen könne, und sich, in Reinheit und Güte des Willens, überall zum höchsten Adel der Seele erheben lasse. Dafür als Män=

ner mächtig zu wirken war der Gedanke, der unsre jugendlichen Anstrengungen begeisterte.

In Dir erwachten zuerst die Zweifel, denn Du warst besonnener, und sahest tiefer und schärfer in der Menschen Herz und Beginnen. Du verbargst sie mir anfänglich, aber nicht lange, so standen wir auf demselben Wege, und gingen nun wieder mit einander fort. Doch ist auch davon nicht viel unter uns die Rede gewesen. Jeder arbeitete still für sich, und nur über das Erarbeitete kam es zuweilen zu Eröffnungen, die indeß mehr zu errathen gaben, als vollständig offenbarten.

Der Blick in die Welt hatte nicht bloß die Träume der Jugend zerstört, sondern auch jede selige Ueberzeugung in ihren festesten Stützen erschüttert. Wir haben alles Bange und Trostlose, alles Kalte und Finstre eines hartnäckigen Zweifels erfahren. Aber auch in der größten Verwirrung der Gedanken, auch während der Ver-

stand zuweilen völlig unterlag, haben unsre Herzen festgehalten an dem Einen, auf dem die Ehre der Menschheit ruht. Es fing an sich zu ordnen und helle zu werden, als das Schicksal uns geboth, von einander zu scheiden.

In sehr verschiedene Lagen wurden wir gesetzt, in sehr verschiedene Verhältnisse und Wirkungskreise wurden wir gewiesen, zu sehr verschiedenen Beschäftigungen wurden wir veranlaßt, wie denn hierin unsre Neigungen nie ganz übereinstimmend gewesen. Menschen und Begebenheiten sind zahlreich an uns vorübergegangen, mit uns in Verbindungen getreten, haben auf uns gewirkt, und uns auf vielfache Weise angeregt. Die Welt hat unterdessen eine neue Gestalt gewonnen; Stürme sind daher gezogen, und haben sich wieder besänftigt. Der Menschen Sinn und Thun ist in mannichfaltigen Aeußerungen an den Tag gekommen.

Wir sahen uns wieder. Jeder hatte sich wei-

ter gebildet, jeder war fortgeschoben worden, keiner war mehr derselbe; aber jeder fand in dem andern sich selbst, nicht minder als ehedem, denn jeder war unter dem Einflusse der Umstände sich selbst treu geblieben. Die Ansichten, die Gemüthsstimmung, die Ueberzeugungen, die Geistesrichtung, die Erwartungen — bey dem Einen, wie bey dem andern. Es dünkte uns, als ob das so seyn müßte, als ob wir uns immer so gekannt hätten. Wir hatten es vorausgesetzt, und keinen befremdete es, die Sache nun auch so anzutreffen. So wurden denn viele Dinge, die uns nahe am Herzen lagen, als etwas längst Ausgemachtes, flüchtig berührt, und bey Seite geschoben. Ein Glaube an Wahrheit und Recht und Menschenwürde und an eine alles mit, oft unerforschlicher, Weisheit leitende Vorsehung, der freylich weit hinter den Träumen der Jugend stand, und manchen tiefen Schmerz und eine dunkle Trauer als herrschende Stim-

nung in der Seele ließ, doch hinreichte, das Gemüth aufrecht zu erhalten, hatte die Zweifel sich unterworfen. In diesem Glauben fühlten wir uns stark, abgewendet von der Zukunft, ohne frohe und bange Erwartung, die Herzen mit dem erfüllend, was nicht von dieser Welt ist, und auf dieser Welt nie ein Vaterland und die ihm gebührende Ehre finden wird, aber aus dem Weh und der Lust der Welt den unsterblichen Geist mächtig zu sich emporzieht, und allein der tiefsten Sehnsucht genügen, und des Menschen Sinn unwandelbar machen kann, vertrauend einer höhern Gewalt, die auch auf Erden das Gute schützt, erhält und fördert, jeder in seinem Kreise, wie die heilige Pflicht es gebiethet, und in den Schranken gesetzlicher Ordnung der Wahrheit zu zeugen, für Recht und Menschenwürde unermüdet, vielleicht auch unbelohnt und ohne sichtbaren Erfolg, still bis an unser Ende thätig zu seyn.

Auch jetzt waren unsrer Worte wenige, schweigend wandelten wir neben einander, heilig-großer Empfindungen voll. Tief bewegt lagen wir scheidend einander in den Armen, die ersten Thränen unsers Bundes flossen unaufhaltsam. Da ging jeder seinen Weg, als ob er in den Tod ginge.

Wie es gewesen ist zwischen mir und Dir, so sey es immerdar und ewiglich. Die Welt erfahre von uns woran sie Ansprüche hat, und was ihr frommen kann. Unsern Sinn und unser Streben, so weit sie in ihr Gebieth fallen, wollen wir unverhohlen und unzweydeutig ihr darstellen, durch unsre Schuld müsse niemand an uns irre werden, der von uns etwas erwarten darf. An unser Geheimes hat die Welt keine Ansprüche, sie kann davon weder Vortheil noch Schaden erlangen, sie kann damit nie in Berührung kommen; es bleibe verborgen und treu bewahrt in der Brust, und begleite uns

über das Grab zu den Festen der Seligen. Nie weiche von uns der edle Schmerz, in dem kräftig die That sich regt, und dem der Wille gebiethet, ohne ihn zu vertilgen.

Je älter man wird desto weniger kann man aus der Fülle der eignen Empfindung heraus leben, desto mehr bedarf man des Zeichens und der äußern Versicherung. Darum laß uns fortan häufiger Rede mit einander wechseln. Und diese Blätter zeuge einst den Kindern von der Väter Freundschaft, wenn diese aus der Ordnung irdischer Dinge verschwunden sind.

Ende.

Berlin, gedruckt bey Carl Friedrich Amelang.

Von dem Verfasser dieses Buchs erschienen bey H. Büschler in Elberfelde noch folgende Werke, welche durch alle gute Buchhandlungen zu haben sind.

Ehrenberg, Fr., Wahrheit und Dichtung. Ueber unsre Fortdauer nach dem Tode. Leipzig bey Steinacker. 1 Rthlr.

— — Die Veredlung des Menschen, nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmittel. 2 Bände. Leipzig bey Steinacker. 3 Rthlr.

— — Handbuch der Lebensweisheit. Leipzig bey Barth. 2 Bände. 3 Rthlr.

— — Bilder des Lebens, 2 Theile, mit 2 Kupfern. 8. 3 Rthlr. oder 5. Fl. 30 kr.

— — Der Charakter und die Bestimmung des Mannes. Ein Gegenstück zu des Verfassers Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. gr. 8. mit einem Kupfer. 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 Fl.

— — Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Zweite verbesserte, zum Theil ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. mit einem Kupfer. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 30 kr.

— — Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Ehrenberg, Euphranor. Ueber die Liebe. Ein Buch für die Freunde eines schönen, gebildeten und glücklichen Lebens. gr. 8. 1r Thl. mit Kupf.
1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 kr.

— — Desselben Buchs 2r Theil.
1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 kr.

— — Festpredigten 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 Fl.

— — Handbuch für ästhetische und moralische Bildung. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 30 kr.

— — Das Schicksal.
1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Bei C. F. Amelang in Berlin sind noch nachstehende Werke zu haben.

Chauffour's, des jüngeren, Betrachtungen über die Anwendung des Kaiserlichen Dekrets vom 17ten März 1808, in Betreff der Schuldforderungen der Juden. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Nachschrift begleitet von Friedrich Buchholz. 8. 1809. Broschirt. 12 Gr.

Duportal, A. S. Anleitung zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Branntweinbrennerei in Frankreich, so wie der Mittel, die Branntweinbrennerei in allen Ländern zu vervollkommnen; aus dem Französischen übersetzt, so wie mit erläuternden Anmerkungen und Zusätzen, die Verbesserung der deutschen Branntweinbrennereien, der Fabrikation der destillirten Branntweine, der Liqueure, der Crem's und der Ratafia-Arten betreffend, begleitet vom Geheimen Rath Hermbstädt. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1812. geheftet, 1 Rthlr.

Formey, (Königl. Preuſs. Geheimer Rath und Leibarzt) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Medicin, in Hinsicht auf die Bildung künftiger Aerzte. 8. 1809. Broschirt. 8 Gr.

Soll in Berlin eine Universität seyn? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage. 8. 1808. 12 Gr.

Wilmsen, F. P., Die Lehre Jesu Christi in kurzen Sätzen und in Gesängen, für den katechetischen Unterricht. 8. 1811. 6 Gr.

— — Die ersten Verstandes- und Gedächtniß-Uebungen, ein Handbuch für ungeübte Lehrer. 8. 1812.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

sen, und still gehofft, bis es sich zeigte, was daraus werden würde, und die Täuschung schrecklich sich aufdeckte. Das ist nun vorbey — und geendigt — es ist nichts gewesen.

Wir standen abermals am Ufer des Rheins in der Dämmerung eines stürmischen Novembertages, da wüthete jenseits das Verderben, Unmenschen würgten, und schändeten die Menschheit, deren Recht sie im Munde führten — Angst, Wehklagen und Verzweiflung allenthalben. Der finsterste Unmuth umwölkte Dein Angesicht, und Dir entfiel wieder eine Thräne, die wischtest Du schnell weg. Ich blickte traurig in den Strom. Krampfhaft ergriffst Du meine Hand, und drücktest sie noch fester als das vorige Mal. Da erst öffneten sich einander unsre Herzen, da begegneten sich unser Haß und unsre Liebe, um sich fest an einander zu klammern. Das Glühende und das Kalte, das Weiche und das Starre, das Dunkle und das Helle Deiner Seele enthüllte

sich der meinigen, und ich fand dich ganz in mir. Der Wahn war nun zerstört, der Verstand trat an seine Stelle; unser Inwendiges aber war unversehrt geblieben, gerettet war der Glaube an das Große und Heilige, dem wir uns gelobt hatten.

Noch träumten die Jünglinge von einer Wahrheit, die, einst über die Unwissenheit, den Aberglauben und den Unverstand siegend, vom Throne bis zur niedrigen Hütte ihr Licht verbreitend, allenthalben der Völker Heil, Tugend und Glückseligkeit hervorbringen müsse, und kühn strebte der Geist ihr nach, forschend in den Schriften der Weisen — von einem Rechte, das sich allenthalben geltend machen, von einer Würde der menschlichen Natur, die sich allgemeine Anerkennung verschaffen könne, und sich, in Reinheit und Güte des Willens, überall zum höchsten Adel der Seele erheben lasse. Dafür als Män-

ver mächtig zu wirken war der Gedanke, der unsre jugendlichen Anstrengungen begeisterte.

In Dir erwachten zuerst die Zweifel, denn Du warst besonnener, und sahest tiefer und schärfer in der Menschen Herz und Beginnen. Du verbargst sie mir anfänglich, aber nicht lange, so standen wir auf demselben Wege, und gingen nun wieder mit einander fort. Doch ist auch davon nicht viel unter uns die Rede gewesen. Jeder arbeitete still für sich, und nur über das Erarbeitete kam es zuweilen zu Eröffnungen, die indeß mehr zu errathen gaben, als vollständig offenbarten.

Der Blick in die Welt hatte nicht bloß die Träume der Jugend zerstört, sondern auch jede selige Ueberzeugung in ihren festesten Stützen erschüttert. Wir haben alles Bange und Trostlose, alles Kalte und Finstre eines hartnäckigen Zweifels erfahren. Aber auch in der größten Verwirrung der Gedanken, auch während der Ver-

stand zuweilen völlig unterlag, haben unsre Herzen festgehalten an dem Einen, auf dem die Ehre der Menschheit ruht. Es fing an sich zu ordnen und helle zu werden, als das Schicksal uns geboth, von einander zu scheiden.

In sehr verschiedene Lagen wurden wir gesetzt, in sehr verschiedene Verhältnisse und Wirkungskreise wurden wir gewiesen, zu sehr verschiedenen Beschäftigungen wurden wir veranlaßt, wie denn hierin unsre Neigungen nie ganz übereinstimmend gewesen. Menschen und Begebenheiten sind zahlreich an uns vorübergegangen, mit uns in Verbindungen getreten, haben auf uns gewirkt, und uns auf vielfache Weise angeregt. Die Welt hat unterdessen eine neue Gestalt gewonnen; Stürme sind daher gezogen, und haben sich wieder besänftigt. Der Menschen Sinn und Thun ist in mannichfaltigen Aeußerungen an den Tag gekommen.

Wir sahen uns wieder. Jeder hatte sich wei-

ter gebildet, jeder war fortgeschoben worden, keiner war mehr derselbe; aber jeder fand in dem andern sich selbst, nicht minder als ehedem, denn jeder war unter dem Einflusse der Umstände sich selbst treu geblieben. Die Ansichten, die Gemüthsstimmung, die Ueberzeugungen, die Geistesrichtung, die Erwartungen — bey dem Einen, wie bey dem andern. Es dünkte uns, als ob das so seyn müßte, als ob wir uns immer so gekannt hätten. Wir hatten es vorausgesetzt, und keinen befremdete es, die Sache nun auch so anzutreffen. So wurden denn viele Dinge, die uns nahe am Herzen lagen, als etwas längst Ausgemachtes, flüchtig berührt, und bey Seite geschoben. Ein Glaube an Wahrheit und Recht und Menschenwürde und an eine alles mit, oft unerforschlicher, Weisheit leitende Vorsehung, der freylich weit hinter den Träumen der Jugend stand, und manchen tiefen Schmerz und eine dunkle Trauer als herrschende Stim-

mung in der Seele ließ, doch hinreichte, das Gemüth aufrecht zu erhalten, hatte die Zweifel sich unterworfen. In diesem Glauben fühlten wir uns stark, abgewendet von der Zukunft, ohne frohe und bange Erwartung, die Herzen mit dem erfüllend, was nicht von dieser Welt ist, und auf dieser Welt nie ein Vaterland und die ihm gebührende Ehre finden wird, aber aus dem Weh und der Lust der Welt den unsterblichen Geist mächtig zu sich emporzieht, und allein der tiefsten Sehnsucht genügen, und des Menschen Sinn unwandelbar machen kann, vertrauend einer höhern Gewalt, die auch auf Erden das Gute schützt, erhält und fördert, jeder in seinem Kreise, wie die heilige Pflicht es gebiethet, und in den Schranken gesetzlicher Ordnung der Wahrheit zu zeugen, für Recht und Menschenwürde unermüdet, vielleicht auch unbelohnt und ohne sichtbaren Erfolg, still bis an unser Ende thätig zu seyn.

Auch jetzt waren unsrer Worte wenige, schweigend wandelten wir neben einander, heilig-großer Empfindungen voll. Tief bewegt lagen wir scheidend einander in den Armen, die ersten Thränen unsers Bundes flossen unaufhaltsam. Da ging jeder seinen Weg, als ob er in den Tod ginge.

Wie es gewesen ist zwischen mir und Dir, so sey es immerdar und ewiglich. Die Welt erfahre von uns woran sie Ansprüche hat, und was ihr frommen kann. Unsern Sinn und unser Streben, so weit sie in ihr Gebieth fallen, wollen wir unverhohlen und unzweydeutig ihr darstellen, durch unsre Schuld müsse niemand an uns irre werden, der von uns etwas erwarten darf. An unser Geheimes hat die Welt keine Ansprüche, sie kann davon weder Vortheil noch Schaden erlangen, sie kann damit nie in Berührung kommen; es bleibe verborgen und treu bewahrt in der Brust, und begleite uns

über das Grab zu den Festen der Seligen. Nie weiche von uns der edle Schmerz, in dem kräftig die That sich regt, und dem der Wille gebiethet, ohne ihn zu vertilgen.

Je älter man wird desto weniger kann man aus der Fülle der eignen Empfindung heraus leben, desto mehr bedarf man des Zeichens und der äußern Versicherung. Darum laß uns fortan häufiger Rede mit einander wechseln. Und diese Blätter zeuge einst den Kindern von der Väter Freundschaft, wenn diese aus der Ordnung irdischer Dinge verschwunden sind.

Ende.

Berlin, gedruckt bey Carl Friedrich Amelang.

Von dem Verfasser dieses Buchs erschienen bey H. Büschler in Elberfelde noch folgende Werke, welche durch alle gute Buchhandlungen zu haben sind.

Ehrenberg, Fr., Wahrheit und Dichtung. Ueber unsre Fortdauer nach dem Tode. Leipzig bey Steinacker. 1 Rthlr.

— — Die Veredlung des Menschen, nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmittel. 2 Bände. Leipzig bey Steinacker. 3 Rthlr.

— — Handbuch der Lebensweisheit. Leipzig bey Barth. 2 Bände. 3 Rthlr.

— — Bilder des Lebens, 2 Theile, mit 2 Kupfern. 8. 3 Rthlr. oder 5. Fl. 30 kr.

— — Der Charakter und die Bestimmung des Mannes. Ein Gegenstück zu des Verfassers Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. gr. 8. mit einem Kupfer. 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 Fl.

— — Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Zweite verbesserte, zum Theil ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. mit einem Kupfer. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 30 kr.

— — Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Ehrenberg, Euphranor. Ueber die Liebe. Ein Buch für die Freunde eines schönen, gebildeten und glücklichen Lebens. gr. 8. 1r Thl. mit Kupf.
1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 kr.

— — Desselben Buchs 2r Theil.
1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 kr.

— — Festpredigten 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 Fl.

— — Handbuch für ästhetische und moralische Bildung. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 30 kr.

— — Das Schicksal.
1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Bei C. F. Amelang in Berlin sind noch nachstehende Werke zu haben.

Chauffour's, des jüngeren, Betrachtungen über die Anwendung des Kaiserlichen Dekrets vom 17ten März 1808, in Betreff der Schuldforderungen der Juden. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Nachschrift begleitet von Friedrich Buchholz. 8. 1809. Broschirt. 12 Gr.

Duportal, A. S. Anleitung zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Branntweinbrennerei in Frankreich, so wie der Mittel, die Branntweinbrennerei in allen Ländern zu vervollkommnen; aus dem Französischen übersetzt, so wie mit erläuternden Anmerkungen und Zusätzen, die Verbesserung der deutschen Branntweinbrennereien, der Fabrikation der destillirten Branntweine, der Liqueure, der Crem's und der Ratafia-Arten betreffend, begleitet vom Geheimen Rath Hermbstädt. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1812. geheftet, 1 Rthlr.

Formey, (Königl. Preuſs. Geheimer Rath und Leibarzt) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Medicin, in Hinsicht auf die Bildung künftiger Aerzte. 8. 1809. Broschirt. 8 Gr.

Soll in Berlin eine Universität seyn? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage. 8. 1808. 12 Gr.

Wilmsen, F. P., Die Lehre Jesu Christi in kurzen Sätzen und in Gesängen, für den katechetischen Unterricht. 8. 1811. 6 Gr.

— — Die ersten Verstandes- und Gedächtniß-Uebungen, ein Handbuch für ungeübte Lehrer. 8. 1812.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Friedrich, 1776-1852

Seelengemählde

Bd.: 2

Berlin (1812)

P.o.germ. 302 dcp-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107649-4